Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 8 (1930-1931)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT
OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

VIII. Jahrgang, Heft 8 — Januar 1931
Preis der Einzelnummer Fr. —.80 Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Vonwyl, Zimmer 2, Universität Zürich
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

ZUM THEMA: KOLLEGIENGELDER.

An die Redaktion des „Zürcher Student", Zürich.

Es ist Ihnen wohl nicht bekannt, daß der ganze oder teilweise Kollegiengelderlaß, wie Sie ihn in Nr. 6 des „Zürcher Student" unter dem Titel „Herunter mit den Kollegiengeldern!" fordern, bis vor zirka zehn Jahren an der Universität Zürich gehandhabt wurde, dann aber wegen der damit verbundenen Übelstände abgeschafft worden ist. Die Studierenden sind dadurch nicht in Nachteil gekommen, weil das Stipendienwesen seither ausgebaut wurde, so daß die Unbemittelten unter ihnen einfach in Form von Stipendien erhalten, was ihnen durch die Abschaffung des Kollegiengelderlasses entzogen wurde. Im laufenden Wintersemester beziehen 46 zürcherische Universitätsstudierende Stipendien aus dem Staatskredit im Betrage von Fr. 17 015 (durchschnittlich Fr. 370), zahlen dagegen an den Staat Fr. 6415 (durchschnittlich Fr. 140). Also erhalten diese weniger bemittelten Studierenden in Form der Stipendien nicht bloß ihr Kollegiengeld zurück, sondern darüber hinaus noch durchschnittlich Fr. 230 an ihre weitern Studienkosten und ihren Lebensunterhalt. Nicht ganz so günstig sind die außerkantonalen Studierenden gestellt. Immerhin erhalten in diesem Semester deren 15 aus den Erträgnissen des Stipendienfonds den Betrag von Fr. 3900, während sie an Kollegiengeldern Fr. 2347 an den Staat abliefern. Ein einziger unter ihnen erhält an Stipendien etwas weniger, als er an Kollegiengeld bezahlt.

Der Grund, warum die Universität Zürich den Kollegiengelderlaß abgeschafft hat, ist folgender: Am Kollegiengeld par-

tizipieren neben dem Staat auch die Professoren und zwar je nach ihren Anstellungsverhältnissen in ungleichem Betrage. Der Anteil am Kollegiengeld macht für die Professoren einen Teil ihrer Besoldung aus. Beim Kollegiengelderlaß müssen also die Professoren an der Unterstützung der Studierenden durch den Ausfall an ihrer Besoldung mittragen helfen. Ist dies vom Standpunkt der Studierenden aus ein wünschenswerter Zustand, so daß sie ihn wieder einführen möchten? Selbstverständlich müßten die einzelnen Dozenten dann auch bei der Bewilligung des Kollegiengelderlasses mitentscheiden. Welche Übelstände und Umständlichkeiten damit verknüpft wären, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Diese sind so groß, daß der Staat auch die im Unterrichtsgesetz ausdrücklich vorgesehenen Freiplätze (vier im Maximum für jede Fakultät) nicht mehr in Form des Kollegiengelderlasses gewährt, sondern in Form eines besondern Zuschlages zum Stipendium einzelner Studierender, unter dem Namen „Kollegiengeldbeitrag". Dieses Zusatzstipendium kommt allerdings nur Angehörigen des Kantons Zürich zugute. Überhaupt sind es die außerkantonalen Studierenden, die naturnotwendig beim Unterstützungswesen der Universität etwas hintanstehen müssen, da die Erträgnisse des Stipendienfonds eben beschränkt sind. Hier sollten die Heimatkantone der betreffenden Studierenden, denen der Kanton Zürich durch den Unterhalt seiner Universität eine große Aufgabe abnimmt, in noch stärkerem Maße, als es bis jetzt geschieht, einspringen. Es sollte auch der Stipendienfonds bedeutend größer sein, damit er seinem Zwecke besser dienen könnte.

Das hundertjährige Jubiläum der Universität Zürich im Jahre 1933 wäre eine schöne Gelegenheit für die große Zahl ehemaliger Studierender der Universität aus nichtzürcherischen Kantonen, ihrer Dankbarkeit gegenüber der Alma Mater Turicensis durch eine Jubiläumsspende in den Stipendienfonds Ausdruck zu verleihen, ähnlich wie dies bei Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums im Jahre 1883 geschehen ist.

Prof. Dr. O. Juzi, Inspektor der Stipendiaten.

DER SCHWEIZERISCH-DEUTSCHE STUDENTEN-KONFLIKT.

In den letzten Wochen des vergangenen Jahres beschäftigte sich die schweizerische und die deutsche Presse mit der gespannten Lage zwischen der deutschen und der schweizerischen Studentenschaft. Das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit für diese Fragen wurde durch eine Resolution der Studentenschaft der Universität Freiburg i. Br. geweckt. In dieser Resolution machte die genannte Studentenschaft die Weiterführung ihrer guten Beziehungen zur Studentenschaft der Universität Basel von einer klaren Desavouierung der nach deutscher Auffassung „deutschlandfeindlichen" Haltung der schweizerischen Delegation am letzten Kongreß der Confédération Internationale des Etudiants (CIE) abhängig. Die Anmaßung der Freiburger wurde natürlich von den Basler Kommilitonen sofort ebenso sachlich wie eindeutig zurückgewiesen. Da das Vorgehen Freiburgs sowohl in nichtstudentischen als auch in studentischen nichteingeweihten Kreisen kaum verstanden wurde und da es im übrigen nur ein Glied in einer Kette ähnlicher Handlungen darstellt, scheint eine etwas eingehendere Darstellung des ganzen Komplexes erwünscht zu sein. —

Um die heutige Lage richtig verstehen zu können, ist es notwendig, wenigstens in großen Zügen die Geschichte der sogenannten „deutschen Frage" in der CIE zu kennen, umsomehr, als die Vorgänge in Brüssel — wo der letzte CIE-Kongreß im August 1930 tagte — so sehr in direktem Zusammenhange mit dieser Frage stehen, daß die Kenntnis ihrer Entwicklung zur richtigen Beurteilung der heutigen Situation erforderlich ist.

Die Confédération Internationale des Etudiants wurde im Jahre 1920 auf Initiative der studentischen Nationalverbände der Ententemächte gegründet; dem damaligen Geiste entsprechend nahmen denn die Gründer auch einen Artikel in die Statuten auf, wonach einer Organisation deutscher Studenten der Beitritt in die CIE verunmöglicht war. Die Delegationen des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften (VSS) und anderer während des Krieges neutraler Länder, sowie Englands,

traten aber bereits in den ersten Jahren des Bestehens der CIE für deren Universalität ein und wirkten insbesondere auch energisch für eine Zusammenarbeit mit deutschen Studenten. So traten sie schon 1921/22 für die Aufhebung des erwähnten Verbotes auf. Am CIE-Kongreß in Warschau 1924 brachte die schweizerische Delegation einen überraschenden Antrag für eine Zusammenarbeit mit der Deutschen Studentenschaft (DSt) ein, der zur Folge hatte, daß die DSt eingeladen und ihr Vertreter mit Flugzeug von Berlin geholt wurde. Die erste Bedingung, die deutscherseits zur Mitarbeit gestellt wurde, war die Anerkennung des Deutschen als Verhandlungssprache; eine Forderung, deren Erfüllung wiederum durch die schweizerische Delegation mit diesbezüglichem Antrag erreicht wurde.

Die kommenden Jahre brachten langwierige Verhandlungen mit der DSt; dabei war es stets selbstverständliche Pflicht der Vertreter des VSS, die deutschen Begehren soweit zu unterstützen, als sie ihnen gerechtfertigt erschienen. — Das Grundproblem bestand und besteht ja natürlich in der Aufnahme der DSt als Vollmitglied in die CIE. Dieser Aufnahme stellen sich schwer zu überwindende Schwierigkeiten grundsätzlicher und organisatorischer Natur entgegen. Die CIE ist auf dem Staatenprinzip aufgebaut; das heißt, ihre Mitglieder sind allgemeinstudentische Verbände, die alle oder eine Mehrheit der Studierenden e i n e s S t a a t e s umfassen. An diesem Aufbau ist bis heute strikte festgehalten worden und wird in nächster Zukunft aus verschiedenen Gründen weiterhin festgehalten werden müssen. Die Deutsche Studentenschaft aber ist völkisch organisiert, das heißt der größte Teil der deutschsprachigen studentischen Minderheiten der Randstaaten Deutschlands ist der DSt angeschlossen. Es ist klar, daß beim jetzigen Aufbau der CIE die DSt in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nicht als Mitglied aufgenommen werden kann. Eine weit überwiegende Mehrheit der der CIE angehörenden Nationalverbände hält am Staatenprinzip fest. Auch die schweizerischen Studentenschaften bekannten sich an der Generalversammlung des VSS in Bern 1928 zu dieser Auffassung. War und ist die Aufnahme der DSt in die CIE schon im Hinblick auf die große verwerfende Stimmenmehrheit

nicht möglich, so mußte und konnte aber eine Zusammenarbeit auf anderer Grundlage gesucht werden.

Der wesentlichste Fortschritt in dieser Richtung wurde 1929 am CIE-Kongreß in Budapest erzielt, nachdem seit 1924 schon immer mehr oder weniger feste und geregelte Beziehungen zwischen CIE und DSt bestanden hatten. Dort wurde vom Präsidenten der CIE, Saurin, und vom ersten Vizepräsidenten und Vertreter der Schweiz, Boßhardt, ein umfassender Entwurf für eine neue Zusammenarbeit der CIE mit der DSt ausgearbeitet und einer Subkommission unter Leitung Boßhardts zur Begutachtung und Antragstellung überwiesen. Die von dieser Kommission dem Plenum vorgelegte Resolution wurde einstimmig angenommen; auch die deutschen Vertreter stimmten ihr unter Ratifikationsvorbehalt zu. Nichts dürfte die Großzügigkeit des Budapester Kongresses so gut illustrieren und den Vorwurf mangelnden Entgegenkommens seitens der CIE gegenüber der DSt besser entkräften, als diese Resolution; es scheint mir deshalb gerechtfertigt, sie hier im Wortlaut folgen zu lassen:

Convention de Collaboration avec la Deutsche Studentenschaft:

Dans le but d'établir une coopération dans le domaine universitaire, la CIE et la DSt, qui groupe dans la présente collaboration les étudiants du Reich et de l'Autriche, et ses membres de Tchéco-Slovaquie et de Dantzig, ont conclu une convention de collaboration dont elles ont arrêté ainsi qu'il suit les conditions:

1° La DSt béneficie des mêmes droits que les membres titulaires de la CIE sous la réserve que ses représentants ne peuvent posséder qu'une voix consultative dans le Conseil, le Comité Exécutif et dans la première Commission.

Dans la IIième, IIIième, IVième, Vième, VIième Commissions ils possèdent les mêmes droits que les membres titulaires de la CIE, sans pouvoir toutefois être élus président.

En ce qui concerne la question de langue, la résolution adoptée par le Conseil de la CIE à Prague 1926 est maintenue. Les langues usuelles seront le français, l'anglais, l'allemand ainsi qu'une langue slave.

2° Le Conseil peut élire un membre adjoint de la DSt au Comité Exécutif, avec voix consultative. Ce membre adjoint serait élu pour deux ans et à titre personnel comme les autres membres du Comité Exécutif.

3° En échange de ces droits, la DSt devra payer sa cotisation calculée sur les mêmes bases que celles des membres titulaires et d'une façon générale, observer toutes les prescriptions de la CIE dans le travail pratique (documentation, échanges d'étudiants, voyages, questions universitaires, assistance universitaire, sports, etc.).

La CIE peut collaborer avec d'autres organisations allemandes n'ayant qu'une activité pratique par l'intermédiaire de la DSt ou en se concertant avec celle-ci.

4° La présente convention entrera en vigueur dès qu'elle aura été ratifiée par le Conseil de la CIE et par le Deutsche Studententag. Il pourra y être mis fin à tout moment par l'une ou l'autre des parties. Elle ne cessera toutefois ses effets pratiques que trois mois après cette date, ce délai permettant de liquider les affaires en cours.

5° Pour l'interprétation de cette convention les textes français et allemand ont la même valeur. —

Der deutsche Studententag konnte sich mit dem Abkommen einverstanden erklären, bis auf die einzige Bestimmung, die für die Empfänge durchreisender CIE-Gruppen in Danzig eine gemischte Kommission vorschlug. Auch direkte Verhandlungen zwischen dem polnischen Nationalverbande und der DSt in dieser Frage führten zu keiner Einigung. — So stand die Frage zu Beginn des zwölften Kongresses der Confédération Internationale des Etudiants in Bruxelles, Ende August 1930.

Vorgängig der Eröffnung machte der Vertreter der Schweiz im Exekutivkomitee der CIE, Boßhardt, den zweifellos erfolgversprechendsten Vorschlag: Das Budapester Abkommen bestehen zu lassen und nur die Frage des Danziger Reisekomitees zu erörtern. Unglücklicherweise drang diese Auffassung nicht durch, da einige Mitglieder des Exekutivkomitees sich auf den Standpunkt stellten, daß das Abkommen ein nicht zu unterteilendes Ganzes bilde und deshalb auch als solches diskutiert werden müsse: unverständlicherweise (weil sicher nicht zu ihrem Vorteil!) schlossen sich die Deutschen diesem Vorgehen an, worauf mit Stimmenthaltung der Schweizerdelegation beschlossen wurde, die ganze Frage nochmals vor dem Plenum aufzurollen. Der Schweizer Vertreter lehnte konsequenterweise die Übernahme des Präsidiums der in Aussicht genommenen vorberatenden Subkommission ab. Bevor jedoch diese Subkommission gebildet wurde, durften die Vertreter Deutschlands, Polens und der Tschechoslowakei je e i n Votum o h n e R e p l i k in der Vollversammlung abgeben, um eine fruchtlose Polemik zu vermeiden. Die Ausführungen des tschechischen Vertreters waren, wenn auch nach Ansicht der schweizerischen Delegation sachlich nicht unbegründet, so doch in der Form sicher zu scharf. — Die Deutschen verlangen das Wort zur Replik. — Der Präsident verweigert es im Hinblick auf den beschlossenen modus procedendi. Große Empörung bei den deutschen Vertretern. Sie verlangen, daß sich der Präsident

wegen seines Verhaltens entschuldige. — Dieser Antrag nun wurde vom Plenum verworfen. Er wurde selbstverständlich auch von der schweizerischen Delegation nicht unterstützt! Diese Haltung wurde deutscherseits als „deutschlandfeindlich" qualifiziert. — Dazu ist in erster Linie zu bemerken, daß einige deutsche Studenten wohl kaum als „Deutschland" angesehen werden müssen, und dann weiß jeder Kenner der CIE und die vorstehenden Betrachtungen dürften auch dem Fernerstehenden gezeigt haben, daß das Verhalten schweizerischer Delegationen an internationalen Studentenkongressen je und je mit größerem Rechte als deutschlandfreundlich denn als deutschlandfeindlich hätte bezeichnet werden können. — Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß sich die Delegationen des VSS stets von rein sachlichen Gesichtspunkten leiten ließen, sich die Freiheit ihrer Entschlüsse immer zu wahren wußten und sich insbesondere auch keinem der beiden in der CIE bestehenden Blöcke — dem franco-slavischen und dem anglo-neutralen — bedingungslos anschlossen. — Obwohl die schweizerische Einstellung im allgemeinen eher zum anglo-neutralen Blocke tendierte, hatten doch schweizerische Voten auch beim französischen Blocke stets größeres Gewicht, als zum Beispiel niederländische oder gar englische. Um die in diesen Zusammenhang gehörenden Ereignisse des Brüsseler Kongresses zu Ende zu bringen, bleibt noch zu sagen, daß die deutsche Delegation nach Ablehnung des oben erwähnten Antrages dem Exekutivkomitee brieflich den Abbruch der Beziehungen der DSt zur CIE mitteilte und daraufhin ein schweizerisch-englischer Antrag auf diskussionslose Entgegennahme dieser Mitteilung einstimmig angenommen wurde.

Nach Brüssel wurde in der deutschen studentischen- und der Tagespresse die mehrerwähnte „deutschlandfeindliche" Haltung der schweizerischen Delegation in allen Tonarten glossiert. Vor allem wurde in nicht mißzuverstehender Absicht der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß das Verhalten der VSS-Delegation nicht dem Willen der schweizerischen Studentenschaft entspreche. Auf diese Äußerungen gab der 30. November 1930 die einzig richtige Antwort: Die Generalversammlung des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften sprach nach

gewalteter Diskussion einstimmig die Gutheißung der Haltung der schweizerischen Vertreter am CIE-Kongreß 1930 aus. — Trotzdem hörten die deutschen Angriffe nicht auf, im Gegenteil, sie verschärften und erweiterten sich von sachlicher Kritik zu persönlichen Anklagen. So wurde versucht, die Herren Boßhardt, langjähriges Mitglied des Vorstandes des VSS und erster Vizepräsident der CIE, sowie Schneebeli, Ex-Präsident des VSS und Leiter der schweizer. Delegation in Brüssel, zu diskreditieren, ein Vorgehen, das von den schweizerischen Studenten einhellig zurückgewiesen wird.

Der Konflikt trat in ein konkreteres Stadium, als die Studentenschaften der Technischen Hochschulen München und Stuttgart die Einladung des Verbandes der Studierenden an der ETH zum 75jährigen Jubiläum der ETH und zum eth-Fest mit dem Hinweis auf die Haltung des VSS in Brüssel ablehnten. München sagte die Skiwettkämpfe bei schweizerischer Beteiligung ab und Freiburg i. Br. faßte die am Anfang dieser Ausführungen erwähnte Resolution. Alle diese Tatsachen, vereint mit der Beobachtung, daß vielerorts die Zurückhaltung schweizerischer offizieller studentischer Kreise mißverstanden wurde, bewogen den Vorstand des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften, am 18. Dezember 1930 einen Brief an den Vorstand der DSt zu richten, der seinem Wortlaut nach aus der Tagespresse bekannt sein dürfte und der neben einem klaren Protest gegen die anmaßende Resolution Freiburgs i. Br. die Einladung zu einer Konferenz nach Zürich enthält, „in der Überzeugung, daß es dieser Konferenz gelingen werde, die traditionellen Beziehungen wieder herzustellen und darüber hinaus die Basis zu einem weiteren Ausbau der sachlichen Zusammenarbeit zu schaffen."

Es bleibt abzuwarten, wie sich die Lage weiterentwickeln wird. Sicher ist das eine: die Schweizer Studenten waren und sind immer bereit, in allen Fragen, der positiven Seite ihr Hauptaugenmerk zu schenken. Sie achten die Meinung anderer und bieten Hand zum Suchen der gemeinsamen Basis zu praktischer Zusammenarbeit. Sie wissen, daß sich diese Basis immer finden läßt, wenn auf beiden Seiten der gute Wille besteht. Und wenn unsere deutschen Kommilitonen ebenso von

ihm beseelt sind wie wir, und davon sind wir fest überzeugt, so läßt sich der schweizerisch-deutsche Studentenkonflikt leicht lösen.

Max Eisenring, stud. math. E.T.H.
Präs. d. Verbandes d. Schweiz. Studentenschaften.

NATIONALRAT WALDVOGEL †.

Wohl kein Mitglied der Bundesversammlung stand uns Studenten und unsern Bestrebungen so nahe, wie der am Heiligen Abend verschiedene Schaffhauser Erziehungschef Traugott Waldvogel. Trotz seinen 70 Jahren war ihm jugendliche Begeisterungsfähigkeit, jugendlicher Idealismus geblieben, auch als ihm sein Leiden das Leben mehr und mehr erschwerte, ließ seine Schaffensfreude und sein Tatendrang nicht nach.

Nationalrat Waldvogel wurde oft der Vater unserer Arbeitskolonien genannt und sicherlich mit Recht, denn ohne seine tatkräftige Mithülfe wäre es kaum zu der Durchführung der ersten Kolonien gekommen. Schon seit Jahren hatte er sich mit der Arbeitsdienstpflicht der weiblichen und männlichen Jugend befaßt, die einerseits zur Ertüchtigung unserer schweizerischen Jugend beitragen, anderseits durch die Not bedrängten Landesteilen wirksame Hilfe bringen sollte. Eine diesbezügliche Motion wurde schon 1922 im Nationalrat erheblich erklärt. Da und dort zeigten sich Ansätze eines freiwilligen weiblichen Arbeitsdienstes, die immer mehr und mehr ausgebaut wurden. Einen Arbeitsdienst für die männliche Jugend im Sinne Waldvogels gab es jedoch nicht, außer dem auch damals aufkommenden Zivildienst, bei dem jedoch Waldvogel wegen dessen antimilitaristischen Tendenzen nicht mitmachen konnte.

Da folgten 1925 Studenten einem Rufe Federers zur Renovation der Ruine Mesocco. Waldvogel freute sich über diese Arbeit und glaubte damit zugleich den Weg zu erkennen, wie die Idee des männlichen Arbeitsdienstes in die Tat umgesetzt werden könnte. Er trat mit dem Vorstand des Verbandes schweizer. Studentenschaften in Verbindung und wies schon

gleich zu Beginn auf die Notwendigkeit einer Arbeitskolonie in dem lawinengeschädigten Bosco hin. Dort hat dann Nationalrat Waldvogel am 20. Juli 1926 die erste studentische Arbeitskolonie eröffnet. Er hat auch selbst zum Werkzeug gegriffen und in den ersten Tagen praktisch mitgearbeitet. Es lag ihm daran, gleich von Anfang an in diesen Kolonien den rechten Geist zu pflanzen. Er machte den Vorschlag, aus den Kreisen der Kolonisten selbst den Obmann zu wählen, und heute noch haben die Kolonien das Gepräge, das sie in jenen ersten Tagen unter Waldvogels persönlicher Leitung erhielten. Seither ließ es sich Waldvogel nicht nehmen, jedes Jahr den Kolonien einen Besuch abzustatten, in Wort und Schrift wirkte er für sie. An Generalversammlungen des V.S.S. und andern Sitzungen wirkte er durch seinen Rat mit. Vor allem aber ist es ihm zu verdanken, daß die Schwierigkeiten der Anfangszeit überwunden werden konnten. Er führte in erster Linie die Finanzaktion für die ersten Kolonien durch und half manche sonstigen Widerstände zu überwinden. In Bern war er ein unerschrockener Wegbereiter für unsere Sache, überall suchte er führende Persönlichkeiten und Verbände dafür zu begeistern. Nach seiner Idee und seinem Rat hat der V.S.S. letzten Sommer auch den ersten Heuerdienst durchgeführt.

Wir dürfen dankbar sein, daß uns Nationalrat Waldvogel wenigstens so lange erhalten blieb, bis die studentischen Arbeitskolonien den heutigen Grad der Stabilität erlangt haben und nun auch finanziell gesichert erscheinen. Trotzdem bedeutet der Tod dieses treuen Freundes einen schweren Verlust für die schweizerische Studentenschaft.

Als Vertreter eines „ausgesprochenen Radikalidealismus", wie der Verstorbene im Nachruf einer politischen Zeitung genannt wurde, konnte er natürlich manche seiner wertvollen Ideen nicht durchsetzen, umso mehr freute ihn das, was erreicht werden konnte. Auf der Jugend ruhte seine ganze Hoffnung. Wir Studenten, und die Kolonisten im besondern, freuen uns, daß wir an unserm Platze seine Mitarbeiter sein durften.

E. B.

DIE SEGNUNGEN DES SOZIALISMUS.

„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen," heißt es in einem Buche, dessen Autorität selbst die heutigen Sozialisten noch nicht offen zu bestreiten wagen. Besser als alle Wortstreitigkeiten, besser als alle Theorien auf lange Sicht, scheinen mir unbestreitbare Tatsachen über den Wert einer weltanschaulichen Strömung zu orientieren.

Heute, wo viele Studenten, einerseits vielfach abgestoßen von der Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit bürgerlicher Politik und anderseits mächtig bearbeitet durch die unermüdliche Propaganda sozialistischer Heilsapostel, beim besten Willen unentschlossen bleiben oder sich voll innerer Unruhe immer wieder fragen, ob sie nicht d o c h gut daran täten, das sozialistische Experiment für sich auch einmal zu versuchen, heute möchte ich diesen Gewissenhaftesten und Aufrichtigsten ein paar wenige Facta zu beherzigen geben:

B e h a u p t u n g 1. Nur dem Sozialismus und den diesen verbündeten freien Gewerkschaften haben es die arbeitenden Massen zu verdanken, daß sie heute nicht ganz dem Ausbeutertum des Kapitalismus ausgeliefert sind.

F a c t u m 1. Ende 1926 stand der Lebenshaltungsindex im Ruhrgebiet, diesem klassischen Aktionsgebiete der Gewerkschaften, gemessen am Vorkriegsjahre 1913 auf 144,3%. Der Durchschnittslohn betrug zu gleicher Zeit verglichen mit demjenigen des Vorkrieges 144,2%.

Für mich ergibt sich daraus folgendes: Die ganze schrankenlose Aufpeitschung der Arbeitermassen durch die sozialistisch inspirierten Gewerkschaften, all die zahllosen Streiks, all die furchtbaren, durch diese hervorgerufenen Entbehrungen unter der Arbeiterschaft, die deutsche „Arbeiterrevolution", die verschiedenen sozialistischen Regierungen, die noch heute in Preußen gastierende S.P.-Regierung haben es in diesem, für sie doch gewiß glorreichsten Zeitraume nicht vermocht, dem einzelnen auch nur einen Pfennig mehr Einkommen zu verschaffen. Einige Wortführer gelangten dank der Einführung demokratischer Wahlmethoden zu Amt und Würden, ihre „Genossen" aber, die armen, schwer arbeitenden, bestimmt viel

mißbrauchten Leute im Überkleide sind heute — wenn sie es anno 13 waren — noch genau so einseitig den eisernen Gesetzen der Weltwirtschaft ausgeliefert wie damals. Kein sozialistischer Minister oder Reichstagsabgeordneter, kein Gewerkschaftssekretär hat daran etwas ändern können.

Was dagegen die sozialen Kämpfe der sozialistischen Gewerkschaften bestimmt Positives hervorgerufen haben, ist: Furchtbare Verrohung der politischen und wirtschaftlichen Kampfmittel, grenzenlose Steigerung des Hasses zwischen einzelnen Volksklassen, Abneigung gegen die Arbeit in Millionen von Arbeitenden, Fried- und Freudlosigkeit bei Hunderttausenden, die sich um ihre Hoffnungen auf die Gewerkschaftshilfe und die Revolution getäuscht sahen und endlich die als Selbstschutz verständliche, geschlossene Abwehrstellung der in ihrer eigenen wirtschaftlichen Existenz gefährdeten Unternehmer gegen jede, von gewerkschaftlicher Seite erhobene Forderung. Mag diese Abwehrstellung auch gelegentlich unverdient grausam gegen die einzelne Arbeiterexistenz sich auswirken, zu verdanken hat es der Betroffene seiner eigenen Gewerkschaft. Denn: auf wessen Haus immer wieder eine geschlossene Phalanx von Irregeleiteten anstürmt, um daraus den Geldschrank zu erobern, dem ist es nicht zu verdenken, wenn er nachher jeden ihn um Barmherzigkeit Anflehenden abweist, den er als freiwillig oder gezwungen bei den Einbruchversuchen Beteiligten wiedererkennt.

Behauptung 2. Dem Sozialismus haben es die arbeitenden Massen zu verdanken, daß sie heute in denjenigen Großstädten, die sozialistisch verwaltet werden, menschenwürdig wohnen können und ihren Anteil an Luft und Licht dazu haben.

Factum 2. Sozialistische Stadtverwaltungen haben tatsächlich gemeinsam mit Baugenossenschaften ganze neue Wohnkolonien nach modernen architektonischen und hygienischen Richtlinien geschaffen und mit Tausenden von Arbeiterfamilien bevölkert.

Den Baugenossenschaften und den sozialistischen Stadtverwaltungen wäre zu dieser Großtat zu gratulieren, wenn — sie dadurch den dank ihrer Bauseligkeit „befreit Wohnenden" auch wirklich einen Teil ihrer Sorgen und Kümmernisse abgenom-

men hätten. Man braucht aber nur flüchtig durch eine dieser neuen Kolonien zu schweifen, um sofort zu entdecken, daß man da die gleichen verhärmten und sorgenvollen Gesichter der alten Industriequartiere und Mietskasernen wiederfindet. Keine Spur davon, daß mit dem Einziehen in die neuen Häuser in die Herzen der „Befreiten" nun auch die frohe Lebensfreude, die Freude am Gärtchen vor dem Hause, an der elektrisch eingerichteten Küche, an den lichtweiten Fenstern, an der Zentralheizung, der Waschküche und dem weißgekachelten Badzimmer mit Eingang gefunden habe.

Denn, was nützt den Arbeiter und die schaffensmüde Mutter seiner Kinder der Blumengarten, wenn das Gemüse trotzdem gleich teuer bleibt, was die Zentralheizung, wenn sie zugleich eine Verteuerung der Heizkosten des Winters bedeutet, was die großen Fenster, wenn man sie doch mit möglichst undurchsichtigen Vorhängen verhängen muß, um dem Nachbar über der Straße nicht direkt in die Armseligkeit der Einrichtung Einblick zu gewähren, was die elektrische Küche, wenn doch jeden Monat wieder der peinliche Augenblick herankommt, da der städtische Einzüger kommt und den Strom bezahlt haben will, was die hellen, freundlichen Zimmer, wenn man sich doch nur deren dreie leisten kann, wo die Familie sechse notwendig hätte, was endlich das Badezimmer mit der Badewanne . . .?

Nun ja, diese Badewanne, die hat bestimmt ihre eigene und eigenartige Geschichte. Es geht ihr in der Arbeiterfamilie wie in vielen Haushaltungen des „Mittelstandes" dem Klavier: beide sind ein Prunkstück, dessen man sich jedermann gegenüber rühmen kann, beide gehören auf ihre Art zum „guten Ton" und zur modernen Lebensauffassung, nur ist es gleich umständlich, sich ihrer richtig zu bedienen. Genau wie das Klavier vielerorts unter einem Staubschutze herumstehen muß, „bis die Kinder größer werden", genau so steht die Badewanne in sehr vielen, vielleicht in der Hälfte, der Arbeiterwohnungen herum und wartet hoffnungsvoll der Verwirklichung ihrer eigentlichen Bestimmung durch die kommende Generation.

Inzwischen aber, das muß man ihr lassen, dient sie ausgezeichnet den verschiedenartigsten Bedürfnissen: hier türmt

man in ihr die schmutzige Wäsche solange auf, bis einmal wieder der Waschtag, der unvermeidliche, herankommt, da überwintert man darin die Blumen und Topfpflanzen, dort kommen noch Wichsebüchsen und übelriechende Putzlappen dazu, ein erfinderischer Kopf entdeckt sogar, daß sich das emaillierte Möbel ganz gut als Kaninchen- oder Meerschweinchen-Stallersatz verwenden lasse. Und dort, wo die Errungenschaft der elektrischen Küche oder der Zentralheizung noch nicht bekannt ist, erspart man sich viele Mühen und Gänge einfach dadurch, daß man den Holz- und Kohlensack in der Badewanne unterbringt. Das alles soll bei gelegentlichen Inspektionen in neuen Wohnkolonien oft festgestellt worden sein, im Auslande allerdings: sollte es in der Schweiz anders sein, wollte ich mich gerne des Bessern belehren lassen. — Ergibt sich aber nicht aus diesen Zuständen der höchst zweifelhafte Wert der sozialdemokratischen Hygiene und Kultur? Ergibt sich nicht, daß all diese hypermodern gesinnten Organisationen besser daran täten, erst ihre Gläubigen systematisch und unter ständiger Kontrolle auf gesünderes Leben und Wohnen zu erziehen, statt ihnen Dinge in die Hand zu geben, die sie nicht zu gebrauchen verstehen?

Behauptung 3. Der Sozialismus erzieht tatsächlich die Menschheit zu höherer Kultur, zu neuer Würde, und zu innerer Freiheit, welche die Vorbedingung der äußern ist. Er allein wird die Korruption, die Ungleichheit, die Beschränktheit und den Egoismus der bürgerlichen Zivilisation überwinden und das Menschengeschlecht der sozialistischen Kultur entgegenführen, die zugleich das Ende jeden Kummers und jeder Sorge bedeuten und den allgemeinen sozialen Frieden garantieren wird.

Factum 3. Eine nette Illustration zur Methode, nach der diese wunderschönen Dinge durch den Sozialismus herbeigeführt werden sollen, lese ich im Zürcher „Volksrecht" Nr. 304 vom 29. Dezember 1930. Unter dem Titel „Antwort an Herrn -ng-." wird dort einem offenbar christlich gesinnten Erzieher, der irgendwie sozialistische Pädagogik angezweifelt hatte, folgendes erwidert: „Ihr Ausrufungszeichen hinter dem Satz von dem dichtgedrängten Zusammenschlafen der Buben

und Mädel in den Falkenlagern verstehen wir wirklich nicht. Sollte es so sein, daß Sie Ihrer so vielgerühmten christlichen, frommen und gottesfürchtigen Jugenderziehung nicht über den Weg trauen, und es nicht wagen, zehn-, zwölf- und sogar siebzehnjährige Kinder zusammen in einem Zelt schlafen zu lassen? Unsere weltliche, sozialistische Erziehung mag da wohl besser wirken, wenigstens hat man noch nie in den Zeltlagern Veranlassung gehabt, Sittenpolizei zu treiben. Schließlich sind ja unsere Zeltlager auch nicht für fromme Erwachsene. —"

Da haben wir sie, die ganze Sozialistische Kultur! „Freiheit, die wir meinen," wir, die Väter siebzehnjähriger Kinder, von denen wir sonst bei jeder Gelegenheit zu behaupten wagen, daß sie mit fünfzehn schon geschlechtsreif seien und daß man ihnen in diesem Alter nichts mehr verheimlichen dürfe! — O heilige sozialistische Unschuld! Dir ist natürlich, wie jedem Reinen, alles rein! Dir ist die außereheliche „Ehe" ebenso heilig, ein ebenso ehrwürdiges Mysterium, wie die von dir mit aller Vehemenz bekämpfte „bürgerliche Ehe": warum solltest du da Grund haben, in die Zelte deiner beisammenschlafenden siebzehnjährigen Kinder Sittenpolizeimänner hineinblicken zu lassen? (Zwar: wurde nicht früher gelegentlich von sozialistischer Seite gewaltig gezetert, viele Arbeiterfamilien wären unter bürgerlichem Regime gezwungen gewesen, zwölfjährige Kinder in einem Zimmer schlafen zu lassen, was ein Hohn auf die Zivilisation sei? — Doch werden wir wohl nicht bürgerliche Wohnzimmer mit sozialistischen Wanderzelten vergleichen dürfen?)

Sie, die würdigen Väter und Erzieher dieser siebzehnjährigen „Kinder" werden mir erwidern, es handle sich da um die Ausübung eines Menschenrechtes sozialistisch erzogener Jugend, das dieser bisher durch die bürgerlich-verlogene Sittenlehre vorenthalten worden sei. — Gut, lassen wir ihnen diese Menschenrechte und die darauf fundierte Kultur, betrachten uns dagegen die Stirnen, lesen wir in den Augen der damit beglückten Jungburschen und Jungmädels, und vergessen wir dabei nicht die wichtige Tatsache, daß wahrscheinlich auch die Eltern und Erzieher dieser nach neuen Kulturidealen er-

zogenen Jugend einmal Jungburschen und Jungmädels gewesen sind: das erklärt mehr, als wir für unsere Betrachtungen unbedingt brauchen.

Verwundern wir uns dafür nur nicht länger über die von den Sozialisten unablässig geforderte Straflosigkeit des künstlichen Abortus, lassen wir uns endlich von der Notwendigkeit dieser gesetzlichen Neuerung überzeugen: sobald alle siebzehnjährigen Kinder einmal in gemeinsamen Schlafzelten nach sozialistischem Muster erzogen werden, wird man nicht nur die Bedeutung des künstlichen Abortus nicht mehr negieren können. Man wird dann von staatswegen dazu übergehen müssen, eine eigene, unentgeltliche Poliklinik für solche Zwecke zu schaffen.

*

Drei Facta nur wollte ich der Leserschaft des „Zürcher Student" unterbreiten. Wer die sozialistische Zukunftsmusik auch jetzt noch als glücksbringende Fanfare des glückssehnsüchtigen Menschengeschlechtes hören will, der laufe ihr nach, helfe mit an der Weiterverwirklichung des sozialistischen „Aufbaues", lege seine Stimmkarte, sein Ehrgefühl und seine Verantwortung dafür ein, und — versuche es, den eigenen Leib und die eigene Seele in diesem „Schlammbade der Zukunft" reinzuwaschen. **E. Hanhart,** iur.

KRITIK UND TAT.

Das akademische Gewitter hat sich nicht entladen — wir haben es auch nicht erwartet. Die Universitätswoche kam und ging, zeigte, daß sich das Spektrum der Fakultäten nicht mehr in einem Brennpunkt — der universitas — sammeln läßt, daß das Bild dieser universitas verzerrt und undeutlich geworden ist. Dinge, die man seit langem weiß. Einige Bekenntnisse: „Es wäre schön gewesen, wenn bei uns in Zürich ein Philosoph gesprochen hätte", und dann das vieldeutig dehnbare Wort: „Verlangt nicht zu viel von der Universität." Ausgiebiges Schnattern der Nörgler und Schnöder . . .

Im übrigen stand Weihnachten lockend vor der Türe —,

keine günstige Zeit für so trübe Probleme. Aus lächelndem Wohlbehagen heraus, verlächelte alles wieder in einer braven Bürgerlichkeit. Der Schweizer Student hat ja das völkische Privileg, kein Problemjäger zu sein. (Problemjäger: wie Wau-wou-Beethovenfoxtrott oder Matterhorncocktail.) Gelegentlich kann es ja nicht verfehlt sein, die Leute etwas aus ihrem Winterschlaf aufzurütteln — aber doch nur so, wie wir Sonntagmorgen gern um acht Uhr gestört werden: „fein, erst acht, jetzt schläft sich's noch herrlich bis Mittag!"

Wir stehen seit langem in einer ungeheuren Inflation des Wortgehaltes und seiner magischen Kraft. Nicht nur sind die berufenen Künder des göttlichen Gesichtes unserer Zeit selten, auch wir haben zu oft die Bereitschaft verloren, das Wort als sakrale Erweckung zu erleben. Tausend bieder-brav-banale Assoziationen ketten alles Große, Hohe und Heilige an unser Menschlich-Allzumenschliches, erniedrigen und nivellieren es unserer ausgetragenen held- und geistlosen Lebensform. Es ist zu viel Spiel und Tändelei, zu viel Nachahmung, zu viel gutgemeintes Helfenwollen und Auchverstehen. Nicht jenes glühende Erleben, das im Verbrennen schöpferisch wird, nicht der zeugende Adel der Gesinnung, nicht das kosmische Bewußtsein unerbittlicher Verantwortung. Man fühlt sich wohl öfters verpflichtet, aufgeregt zu sein, weil die ganze Welt aufgeregt ist, aber man ist es nicht aus einer unmittelbaren geistigen Unruhe und einer objektiven Not. Von allem was damals gesprochen wurde, wog mir ein Wort jenes Theologiestudenten in seiner herben Wahrheit am schwersten: „Bei uns ist alles nur ein harmloses Abbild des großen europäischen Geschehens." Harmloses Abbild! Editions pour les bons citoyens! Napoleon, verdünnt im Emil Ludwig-Filter.

Dennoch ist nicht alle Unruhe der gärenden Studentenschaft nur ein hilfloses Flügelschlagen gestutzter Schwingen. Viele der Studenten sind wahrhaft ungehalten über die selbstgenügsame Zufriedenheit und Zuschauermentalität unseres Volkes. Sie stellen die Frage nach dem Sinn unserer Nation und ob mit uns wirklich die Geschichte ein Ende genommen, die Fülle der Zeiten angebrochen sei. Geistig-religiöse Probleme tauchen neben den politischen auf und werden mit eigen-

artiger Gehässigkeit diskutiert. Es ist ein Wille zur Tat in der Gemeinschaft vorhanden, aber immer wieder rächt sich die mangelnde Einsicht in die Bedingtheit der Altersformen. Es sei im Folgenden versucht, diesem Sachverhalt etwas nachzugehen:

Der Jugendliche erfaßt intuitiv Übelstände in der Gesellschaft, der Politik u.s.f. und ist von einem glühenden Drang beseelt, diese zu beseitigen. Er packt den Stier verwegen bei den Hörnern und wird natürlich sofort an die Wand gedrückt. Seine Waffen und Kampfmöglichkeiten waren der Sachlage nicht entsprechend, er hat die Analyse der Situation nicht weit genug betrieben, um die schlagenden Erkenntnisse daraus zu gewinnen. So geht es fast immer — weil wir die Welt nicht genug kennen, die Weltanalyse nicht weit genug führen, rennen wir immer wieder in Windmühlen. Weil wir die Extreme nicht kennen, — und jede Analyse muß die Extreme suchen —, sind wir auch nicht imstande, ihre Harmonie zu finden, die notwendige Basis für jede widerspruchslose Synthese. Das einfachste wäre demnach, sich hinzusetzen und die Analyse zu Ende zu treiben, um mit wirklicher Sachkenntnis und wirklicher Erfassung der Lage „später" handeln zu können. Es gibt einen Studententypus dieser Art — meist hat er Tee statt Blut in den Adern und ist dann „später" so verhornt und verkalkt, daß er nur noch brav seine Pflicht tut und einen Horror vor schöpferischen Initiativen an den Tag legt. Aber die Analyse hat etwas Unbefriedigendes — alles in uns drängt zur Tat, zur Synthese. Und zwar möchten wir gerne etwas Geschlossenes, Absolutes, Bleibendes leisten, das nicht immer Eierschalen trägt und den Stempel hoffnungsvoller Jugendlichkeit. Wir möchten es nicht zeigen, daß wir die Analyse tatsächlich nicht völlig beherrschen — wir tun so, als ob wir über sie hinaus wären. Da gibt es viele Wege: Man behandelt Probleme mit beispielloser Gehässigkeit, um so seine Souveränität zu beweisen, man hält seine hyperparadoxen Aussprüche für Zeichen einer völlig ausgereiften Geisteshaltung, oder man bindet sich an irgend einen Toten oder Lebenden, an eine Partei oder Bewegung, die eine Finalität, etwas Absolutes verteidigt. „Ich weiß, daß ich bis zu meinem Tode Christ bleiben werde." — „Es ist völlig ausgeschlossen, daß ich jemals anders denken werde, wie Spengler." „Wer

das und das nicht begriffen hat, wer diese dürftigste und gemeinste aller Phrasen in den Mund nimmt, der ist von vornherein subordinär, ewigvorgestern, der kann einfach nicht ernst genommen werden." Widersprüche werden mit Eleganz umgangen.

Die wirtschaftliche Lage hat die Universitäten zu Fachschulen, den Studenten zum Brotstudenten gemacht. Die Geisteskrise unserer Zeit erdrückt wahrhaftes Führertum in den alten Bahnen — unsere Lehrer bewegen sich zum Teil in einem Lebensrhythmus, der uns fremd ist. Die meisten unserer eigentlichen geistigen Führer wirken nicht an der Universität. (Etwa C. G. Jung, Prinzhorn, L. Klages, H. Keyserling.) Wir aber tragen ein Bild in uns von der universitas, als der Gralsträgerin unserer tiefsten Wesenheit, einer Geistquelle für Volk und Nation, eine Stätte wahrhaften Führertums. Sollen wir nicht wieder danach rufen? Sollen wir vor der verwirtschaftlichten, verspenglerten, veramerikanisierten Zeitathmosphäre in die Knie fallen? Niemals! Wir wären historische Materialisten, Feiglinge und Verräter am Geiste.

Die Zeit ist da, daß die akademische Jugend ihre Führersehnsucht manifestiert. Diejenigen Studenten, die mit aller Kraft heute schon das realisieren, was sie für richtig erkannt haben, ohne es zu verabsolutieren, die sich also der Analyse offenhalten, müssen sich zu einem wachen Gewissen zusammenschließen. Aus allen Fakultäten sollen die zusammenkommen, denen die Universität mehr ist, als ein Weg zum Beruf, der Geist mehr als ein Mittel zum Geldverdienen. Alle diejenigen, deren Gewissen hellhörig ist und die entschlossen sind, eine Verantwortung zu tragen, der sie ihren eingängerischen Individualismus opfern. Die aus der Studentenschaft einen Organismus formen wollen und keine Organisation, die automatisch, tot und unpersönlich ist. Die den Willen zur Klarheit und Analyse und den Mut zum Jungsein haben. Die ihre Mitkommilitonen zur Gemeinschaftsarbeit aktivieren und mit dem Lachen, das tötet, die Biertischlethargie sprengen. Hic Rhodus!

Wir wollen mit dem festen Willen zusammenkommen, nicht eher auseinanderzugehen, bis wir eine Form gefunden haben, in der unsere Kritik sich in Tat umsetzen kann. Jeder

bringe seine Vorschläge und Wünsche. Einige von uns haben ein Programm ausgearbeitet, das als Basis dienen kann.

Es gibt einen Mythus an der Universität — der Mythus vom echten Akademiker. Ist es ein Mythus — oder mehr?

Wenn es Berufene gibt, so wollen wir nicht über die Unberufenen enttäuscht sein. In einer Zeit so großer Not gilt es, eine Kampfgemeinschaft zu schaffen, die sich nicht mehr durch die Vielzuvielen lähmen läßt. Vivos voco!

Walter R. Corti, med.

Alle, die in dieser Richtung mitgestalten wollen, bitten wir dringend um ihre Bereitschaft und Namenangabe. (Sekretariat oder meine Adresse, Physikstraße 6, Kennwort: „Action"), an ihre Adressen werden wir den Gestaltungsplan mit dem Datum der Aussprache senden.

DIKTATUR?

In der letzten Nummer des „Zürcher Student" hat P. Herzog mit einer verschwenderischen Freigebigkeit von Schlagworten versucht, den schweizerischen Staat als einen Unstaat, die schweizerische Demokratie als längst überholt und greisenschwach hinzustellen. Es sei mir gestattet, im Folgenden auf die Ausführungen Herzogs einzugehen, um dann zum Problem selbst Stellung zu nehmen.

I.

In der scharfen, aber sehr oberflächlichen Kritik Herzogs kommen natürlich einmal die gegenwärtigen politischen Parteien schlecht, sogar sehr schlecht weg. Das kann nicht überraschen; ist es doch heute modern, „sich mit stolzen Mienen über ihnen zu wähnen" — Nachsatz siehe Gottfried Keller! — „Wir müssen mit allen jetzt existierenden Parteien brechen", lautet die Forderung Herzogs. Dann erscheinen sie alle der Reihe nach von den Freisinnigen bis zu den Kommunisten und im Vorbeigehen werden ihnen noch rasch ihre Sünden unter die Nase gerieben, um ihnen damit kurzerhand ihre Existenzberechtigung abzusprechen. Da ist zunächst — es ist sehr liebenswürdig vom Verfasser, daß er sie zuerst anführt — die Freisinnig-demokratische Partei. Sie ist natürlich außerstande, dem schweizerischen Staatsleben einen neuen Impuls zu geben,

weil sie auch vom Geldsackideal beherrscht ist. Dieses Urteil ist für mich nicht erstaunlich; denn ich habe in dem kurzen Vierteljahr, da ich an unserer Universität weile, sehr bald gemerkt, daß es beinahe zum guten Ton gehört, die freisinnigen Partei als etwas dem Tode Verfallenes mit einem geringschätzigen Achselzucken abzutun. Es fällt mir hier nicht ein, alle die Verdienste der Freisinnigen aufzuzählen, das ginge weit über den Rahmen eines Artikels im „Zürcher Student" hinaus. Nur auf zwei Behauptungen Herzogs möchte ich kurz antworten. „Die freisinnige Partei kämpft gegen Religion und Kirche und leistet so dem Bolschewismus Zubringerdienste". Dieser Satz machte mich stutzig und ich suchte schleunigst die Stelle über die katholisch-konservative Partei. Und siehe da! meine Erwartungen wurden nicht getäuscht. Sie ist die einzige unserer politischen Parteien, die von sarkastischen Glossen verschont bleibt. Wohlwollend, geradezu liebenswürdig wird sie behandelt und — man höre und staune — als der Messias gepriesen, von dem das Heil kommen soll. Diese Verbeugung vor den Ultramontanen erklärt ohne weiteres die oben zitierte Behauptung Herzogs, gehört sie doch zum ständigen Arsenal der alten Ladenhüter der konservativen Blätter von der „Ostschweiz" bis zum „Courrier de Genève". Nachdem die bösen Freisinnigen zu religionsverfolgenden Bolschewisten gesteinigt werden, stellt man sie außerdem noch als schimpfliche Hochverräter hin und beweist das — für jeden, der die Dinge kennt, ist es zum Lachen — mit Völkerbund und Paneuropa! Nachdem nun seit dem Eintritt der Schweiz in den Völkerbund mehr als zehn Jahre verflossen sind und jeder, der offene Augen hat, sehen konnte, daß der Völkerbund auch unserem Land viel genützt hat, sollte man das alte Schlagwort aus der Abstimmungskampagne vom Verrat nicht mehr aus der verstaubten Schublade hervorziehen; es ist denn doch zu abgegriffen, als daß es noch irgendwelchen Eindruck machen könnte. Paneuropa? Ich möchte Herzog freundlich bitten, mir diejenige parteioffizielle Instanz der Freisinnigen zu nennen, die zu Paneuropa irgendwie Stellung bezogen hat.

Ein paar giftige Spritzer erhält sodann der Kampf zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie. Gewiß hat er im letz-

ten Jahrzehnt eine andere Gestalt angenommen; er ist ruhiger, manierlicher, parlamentarischer geworden, aber er besteht immer noch. Bei grundsätzlichen Fragen zeigt sich heute ebensosehr der Unterschied zwischen Rechts und Links wie beispielsweise 1918. Wenn auch heute in der Stadt Zürich Bürgerliche und Sozialdemokraten in gewissen Fragen zusammenarbeiten, so ist das nur die folgerichtige Konsequenz der roten Mehrheit. Mit dem Moment, wo die Sozialdemokraten im bürgerlichen Staat die Mehrheit erlangen und ihn verwalten und ausbauen müssen, kann sich ihre parlamentarische Tätigkeit nicht in der Negation erschöpfen. Wenn Herzog die Tätigkeit des Großen Stadtrates in der Legislaturperiode 1928—1931 aufmerksam verfolgt hätte, müßte er die Erfahrung gemacht haben, daß es zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie stets dann zur Auseinandersetzung kam, wenn die letztere irgendwie versuchte in Verwaltung und Gesetzgebung marxistische Doktrinen anzuwenden.

Unsere sogenannten Volksrechte sind nach P. Herzog auch nur ein Beweis für die Ohnmacht des heutigen Staates. Die Preßfreiheit, 1830 nach schweren Kämpfen endlich errungen — 1930 ein Requisit aus unserer politischen Gerümpelkammer. Was würde wohl ein Paul Usteri, ein Munzinger, ein Stämpfli, ein Pfyffer denken, wenn sie diese hochnäsigen Bemerkungen im Artikel „Ustertag" gelesen hätten. Sie würden dem Verfasser wohl mangelndes Verständnis zubilligen; denn wir, die wir die Preßfreiheit als etwas Sakrosanktes, etwas Selbstverständliches hinnehmen, wir, die wir sie nie in zähem politischem Tageskampf erringen mußten, wir haben nicht das Recht sie kurzerhand als Zeichen der Ohnmacht und Feigheit zu bezeichnen. Warum ist Herzog überhaupt bei der Preßfreiheit stehen geblieben? Warum hat er nicht auch die Aufhebung der Glaubens- und Gewissensfreiheit verlangt? Warum nicht Zensur und Inquisition? Dann wären wir doch nicht bloß um hundert Jahre, sondern gleich um ein halbes Jahrtausend zurückgekrebst.

Im Anschluß an die Zensur fordert Herzog auch die Überwachung der „anonymen" Wirtschaftsverbände. Die Diskussion könnte unzweifelhaft viel fruchtbarer sein, wenn der Ver-

fasser die Freundlichkeit gehabt hätte, etwas klarere Begriffe zu verwenden. Niemand weiß, was er unter diesen „anonymen" Wirtschaftsverbänden zu verstehen hat. Ein ganz Naiver könnte sogar auf die Sociétés Anonymes raten! Ich nehme an, es handelt sich dabei um die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände. Herzog wünscht ihre Überwachung — also Polizeistaat — und ihre Eingliederung ins öffentliche Leben — also Korporationenstaat Mussolinis. Wo ist nun da die Logik? Zuerst schimpft man, was das Zeug hält, über unsere, durch rein materielle Interessen bestimmte Politik, über das Geldsackideal, die Standesparteien usw., um dann mit einem Schlage ein Postulat aufzustellen, dessen Realisierung ganz sicher keinen „einheitlichen schweizerischen Volkswillen", wohl aber „Interessenhaufen" und „Profitbürger" zur Folge hätte.

Nach diesem vernichtenden Urteil über unsere schweizerische Demokratie erfährt man endlich im letzten Abschnitt der langen Rede kurzen Sinn: Diktatur. Diese soll uns nun also Erlösung bringen. Mussolini (oder wohl gar Hitler?) muß her und mit eisernem Besen auskehren. Als ich diesen Schluß las, habe ich mich gefreut. Gefreut einmal deswegen, weil sich Herzog doch noch zu einer positiven Forderung durchrang, dann aber auch, weil nun die Möglichkeit gegeben ist, dieses meiner Ansicht nach wichtigste Problem der Zukunft zu diskutieren. Denn darüber müssen wir uns klar sein: Die antidemokratische und antiparlamentarische Strömung, die in Europa in den letzten zehn Jahren immer stärker und immer wuchtiger überhandnimmt, kann die Schweiz nicht unberührt lassen. Wir können nicht einfach eine chinesische Mauer um uns aufrichten und die Augen fest zudrücken. Das wäre grundfalsch. Wir müssen Stellung nehmen: Entweder — Oder. Entweder Demokratie oder Diktatur. Ein feiger Kompromiß ist hier ausgeschlossen.

II.

Die Demokratie hat in den letzten zehn Jahren — das sei ruhig zugegeben — an Ansehen und Macht gewaltig eingebüßt. Je länger je mehr beginnt man an ihr zu zweifeln. Immer lauter ertönt der Ruf nach Diktatur. Das Beispiel Mussolinis weckt Bewunderung auch im Ausland, trotzdem er selbst wiederholt

erklärt hat: „Der Faschismus ist kein Exportartikel." Wir müssen uns aber davor hüten, die italienischen Verhältnisse ohne weiteres auch auf andere Länder übertragen zu wollen. In Italien muß uns die Diktatur verständlich sein, denn auch vor 1922 war Italien wohl eine Demokratie dem Namen nach, aber jenes spezifisch Demokratische, das eben nicht an die Form gebunden ist, jener demokratische Geist, wie wir ihn in der Schweiz kennen, ging seinem öffentlichen Leben ab. Gewiß besaßen die Italiener ein Parlament, das aus allgemeinen und direkten Wahlen hervorging, allgemeine Volksrechte usw.; aber das, was die Demokratie erst über die andern Staatsformen erhebt, die von Herzog so verächtlich behandelte Volkssouveränität, kannten sie in praxi nicht. Italien stand abwechselnd unter der Diktatur der einen oder der andern Partei, die stets in erster Linie für die eigenen Interessen sorgte. Parlament und Ministerium regierten über das Volk hinweg, weil sie mit ihm nicht in unmittelbare Berührung kamen. In der Demokratie ist aber dieser enge Kontakt nötig. Dort wo er fehlt, entsteht der Boden, auf dem die Diktatur gedeihen kann.

In Deutschland und Österreich, wo wir ebenfalls große organisierte Verbände haben, deren Ziel es ist, die Diktatur aufzurichten, liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Von dort her droht der Demokratie viel weniger Gefahr als vom Faschismus. Deutschland und Österreich befreiten sich erst 1918 von den letzten Fesseln des Absolutismus. Da ist es zu verstehen, wenn so junge Demokratien noch unter Kinderkrankheiten zu leiden haben, wenn sie noch Rückfälle erleiden und den richtigen Weg nicht sofort finden. Man darf hoffen, daß aber auch in diesen Ländern die Demokratie nach und nach festen Fuß fassen wird, daß auch hier der Grundsatz der Volkssouveränität immer tiefere und festere Wurzeln schlägt. Je intensiver sich dieser Prozeß vollzieht, um so weniger werden die antidemokratischen Bewegungen Anhang finden.

Nach P. Herzog soll nun aber auch die Schweiz reif sein für die Diktatur. Ich bestreite das auf das Entschiedenste. Gewiß macht unser demokratisches Staatsleben gegenwärtig eine schwere Krisis durch. Die antidemokratische Strömung hat, wenn auch nur sehr schwach, auch auf unser Land über-

An die

HH. Dozenten und die Studierenden der E. T. H. und der Universität Zürich

★

Am

31. Januar 1931

veranstaltet die Studentenschaft
der Universität in den Räumen des

Dolder Grand Hotel

ihren traditionellen

Semesterschlußball (Se-Schlu-Ba)

Besondere Bedeutung

verleiht ihm aber dieses Jahr der Umstand,
daß der Reinertrag der künftigen

Sportanlage

der Zürcher Studentenschaft
zugute kommen soll.

Nachdem Ihr in so überwältigender Weise durch Eure Unterschriften das Interesse an der Sportsache bekundet habt, erwarten wir, daß Ihr ebenso zahlreich dem Werke tatkräftige Unterstützung durch Euer Erscheinen gewährt. Kommilitonen, auf zum Start am

31. Januar!

Die Se-Schlu-Ba-Kommission

gegriffen. Neueste Schriften kritisieren scharf unsere Einrichtungen und zwingen zum Aufhorchen (vergleiche Horber. G. de Reynold, Moeschlin). Es ist ein Glück für unsere Demokratie, daß wir noch Männer haben, die den Mut besitzen, auf Mißstände hinzuweisen. Weil sie in einem freien Lande wohnen, ist ihre Kritik ein Dienst an der Gesamtheit und steht über dem Verdacht, einseitige Parteizwecke zu verfolgen. Wem die schweizerische Demokratie noch etwas bedeutet, der muß solche Stimmen beachten und es ist erfreulich, daß sich alle auf dem Boden der Verfassung stehenden Parteien mit dem Problem auseinanderzusetzen beginnen.

Die Gefahren für die Demokratie liegen in ihr selbst. In der Schweiz sind die Begriffe Demokratie, Volkssouveränität usw. durch allzuhäufigen Gebrauch zu inhaltlosen Schlagwörtern degeneriert worden. Wir sollten versuchen, sie wieder als etwas Großes und Erhabenes zu betrachten. Wenn wir sie bei jeder Kleinigkeit hervorziehen, werden sie vulgarisiert.

Die Staatsform darf nie Selbstzweck sein, deshalb müssen wir uns hüten, aus der Demokratie einen Götzen zu machen, dem wir alles und jedes opfern. Den Gegnern der Demokratie kann kein größerer Dienst erwiesen werden, als wenn man das demokratische Prinzip auf die Spitze treibt. Heute, wo eine starke unpolitische Strömung auch durch die Schweiz geht, hat man darauf Rücksicht zu nehmen, aber nicht etwa in dem Sinne, daß man die Bürger von der Leitung der Staatsgeschäfte fernhält und diese einem einzelnen mit unbeschränkter Machtbefugnis überträgt. Das wäre total verfehlt. Das Prinzip der Volkssouveränität darf nicht angetastet werden. Das Volk muß die Möglichkeit haben, an der Gesetzgebung seines Landes direkt mitzuarbeiten, aber es soll von ihr nach Belieben Gebrauch machen können. Deshalb erachte ich das obligatorische Gesetzes- und Finanzreferendum heute als eine große Gefahr für das Interesse des Bürgers am Staat. Seine Abschaffung würde unserer Demokratie nichts schaden. Eingriffe des Parlamentes in die Verfassung wären trotzdem ausgeschlossen, weil dem Volke selbstverständlich das fakultative Vetorecht gelassen wird. Es handelt sich nicht um einen Abbau der Demokratie; denn am Prinzip wird nichts geändert. Als Quelle

aller staatlichen Gewalt bleibt das Volk letzte Appellationsinstanz.

Herzog hat mit großem Recht — aber leider mit starker Übertreibung — auf jene breite Durchschnittlichkeit hingewiesen, die für die Demokratie stets eine Gefahr bedeutet. Es ist durchaus richtig, daß in der Demokratie die ausgeprägten Führerpersönlichkeiten — die aber auch autokratische und despotische Naturen sind — eine Seltenheit bilden. Es liegt das im Wesen der Demokratie. Man mag es als Nachteil bezeichnen; aber wenn dem so ist, ist es umsomehr unsere Pflicht, zu verhindern, daß er sich zum Schaden der Gesamtheit auswirkt. Das ist möglich, ohne daß man an Mussolini appelliert. Hatte doch unser schweizerischer Bundesstaat in seinen ersten fünf Dezennien auch Männer, die gewaltige Volksführer waren, ohne daß sie in Despotismus ausarteten. Man denke etwa an die Bundesräte Schenk, Welti, Ruchonnet, an die großen liberalen Zürcher Alfred Escher und Jakob Dubs oder auch an Theodor Curti und Scherrer-Füllemann. Ist das niederträchtiger Terror des Durchschnittes? Gewiß nicht! Das sind Männer, die wir tiefer und reiner verehren können als alle die finstern Despoten.

Die Demokratie als solche ist dem Aufstieg von wirklichen Führern durchaus nicht feindlich gesinnt. Einzig eine falsche Organisation kann eine Züchtung des Durchschnittes bringen. Um das im Rahmen der Demokratie zu verhindern, sollten wir mit der krankhaften Übersteigerung des Mehrheitsprinzipes ein Ende machen. Wir sollten dieses Mehrheitsprinzip für den einzelnen Fall nicht so ausgeklügelt als möglich gestalten. Darum zuerst einmal fort mit dem Verhältniswahlverfahren, das nur einem falschen, exaltierten unnatürlichen Gerechtigkeitsgefühl entsprungen sein kann! Der Proporz ist ein Treibhaus für Durchschnittspolitiker, weil der einzelne Kopf in der Partei vollständig untergeht. Der Bürger wählt keine Männer mehr, sondern bloß noch Nummern, die sich durch nichts als durch die Parteifarbe unterscheiden. In der Tat läßt es sich nicht bestreiten, daß seit dem Proporz die Qualität unserer Parlamente gewaltig abgenommen hat. Könnte es anders sein bei einem Wahlverfahren, bei dem nicht die Persönlichkeit

den Ausschlag gibt, sondern nur die Zugehörigkeit zu einer Partei?

Oder ist etwa die Volkswahl der Lehrer, der Notare, der Richter usw. etwas anderes als eine falsch verstandene Demokratie. Es ist ja nicht das Volk als Gesamtheit, das alle diese Beamten wählt; denn in den meisten Fällen steigt die Stimmbeteiligung kaum über 20%. Kommt es dann aber zu einem Wahlkampf, so entscheiden nicht objektive Gründe, sondern wieder die Parteizugehörigkeit. Ja, diese muß entscheiden, weil dem Volke die Möglichkeit fehlt, das sachliche Können der Kandidaten zu beurteilen. Nicht parteipolitisch, sondern fachmännisch zusammengesetzte Kollegien sollten diese Wahlen vornehmen.

III.

Es bestehen Mißstände, gewaltige Mißstände in unserer Demokratie. Sie übersehen, hieße blind sein. Sie liegen aber nicht begründet im demokratischen Prinzip an sich, sondern in seiner falschen Ausgestaltung. Die begangenen Fehler können wir gutmachen, ohne daß wir deswegen die Staatsform ändern; denn darüber mache man sich keine Illusionen: An eine Möglichkeit der Durchführung der Diktatur in der Schweiz ist gegenwärtig und wohl auch in der Zukunft nicht zu denken. Unsere Demokratie ist Jahrhunderte alt. Sie hat zähe und feste Wurzeln im Volk. Sie läßt sich nicht einfach ersetzen durch die Diktatur, die unserem Lande wohl nie auf die Dauer entsprechen kann. Kein Volk wie das der Schweizer wacht so eifersüchtig über seine demokratischen Rechte. Man rufe sich beispielsweise nur die Geschichte der außerordentlichen Vollmachten des Bundesrates während des Weltkrieges ins Gedächtnis zurück. Es wäre Herzog zu empfehlen gewesen, vor der Niederschrift seines Artikels die Neutralitätsdebatten in der Bundesversammlung zu studieren. Vielleicht hätte er dann eingesehen, daß die schweizerische Demokratie nicht wie so viele andere Demokratien das Werk eines Tages ist, sondern als das Ergebnis einer langen evolutionären Entwicklung gewertet werden muß.

Deshalb kann ich nicht dazu gelangen, die kommende Schweiz in der Diktatur zu sehen. Es ist meine feste Über-

zeugung, daß unsere Demokratie auch die Aufgaben der Zukunft zum Wohle des ganzen Vaterlandes zu lösen vermag. Unsere nationale Pflicht ist es, ihr dabei zu helfen. **Köng**, iur.

BEMERKUNGEN.

Sie mögen Recht haben, Herr Wolgensinger, wenn Sie behaupten, Fräulein Keller hätte einen Fehler begangen in ihrer Antwort an Herrn Blatter. Und der bestand darin, daß sie die „Ungereimtheiten" über „Neue Frömmigkeit" ernst genommen. Vielleicht setze ich mich der nämlichen Kritik aus, indem ich auf die Ausführungen im letzten „Zürcher Student" zurückkomme.

Wenn einer die angewandte Methode weiter führen wollte: Beweis der Nichtigkeit der Grundlagen des Christentums durch unverstandene Sätze eines Paulus — den man, um zum gewünschten Resultat zu kommen, zum Schwerhysteriker umbiegt —, dann wäre es selbst ein Leichtes, aus der Bibel nachzuweisen: Es gibt keinen Gott! Aber wenn wir weiter lesen, über das Satzzeichen hinaus, dem Gedankengang folgend, so müßten wir hören: „Non est Deus . . . spricht der Tor in seinem Herzen."

1. Ich habe mich hingesetzt, die Paulus-Briefe aufgeschlagen. Die zerstückelten Gedanken, aus ihrem Zusammenhang abgehackt, wie Herr Wolgensinger sie hinlegt, versuche ich nicht zusammenzufügen. Aber: hätte wohl Christus in der römisch-hellenistischen Kulturwelt, die in Unnatur und Unsittlichkeit ihre Lebenskraft verloren hatte, den Körperkult verkünden sollen? Hätte Paulus auf dem Areopag von Leibesschönheit sprechen sollen, um dadurch jener entnervten, korrupten Gesellschaft den Weg zum Aufstieg zu zeigen? — In diesem Punkte zwischen Christus und Paulus einen Gegensatz konstruieren zu wollen, widerspricht den historischen Verbürgtheiten —, welch letztere schließlich ein Harnack selbst fast beweisen mußte. Ich bin nicht Theologe, und wage nicht Bibel-Exegese zu geben. Aber kann man geradezu eine „Verehrung" des Körpers tiefer begründen, als es Paulus tut: „Wisset ihr

nicht, daß euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt... So verherrlichet Gott in eurem Leibe." 1. Cor. 6, 19—20.

2. Wenn man die Sachsenkriege Karls des Großen beschnörkelt, darf man nicht vergessen, daß die Sachsen als Heiden durch Jahrzehnte eine Landesgefahr bedeuteten, daß der erste deutsche Kaiser sie unterwarf zur Sicherung der Landesgrenzen, zur Vereinigung aller deutschen Stämme.

3. Wer schon einmal in der St. Galler Stiftsbibliothek gewesen, oder sonst irgendwo Pergamente gesehen, dem ist es schlechtweg unverständlich, wenn man das Mittelalter mit dem Satz übergeht: Sie verbrannten die klassischen Schriften.

4. Zur Ketzerverbrennung: Vielleicht bedenkt man nicht, daß in den katholischen Staaten des Mittelalters: in Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien die katholische Religion die Staatsreligion war. Daß damals die Fürsten und Regenten diese Religion als die einzig richtige, gottgewollte betrachteten, deren Grundsätze und Moral als die einzig richtige Norm für den Staat, das Recht, selbst der Wissenschaft erkannten. Daß deshalb der christliche Staat jede Fälschung der Glaubenswahrheiten als einen Angriff auf die höchsten Güter des Menschen, die Volksgemeinschaft, den Staat beurteilte. Es ist doch auch historisch festgestellt, daß die kirchlichen Behörden nur den betreffenden Fall als Ketzerei bezeichneten, worauf ihn der Staat nach seinen Gesetzen als Staatsfeindlichkeit behandelte. (Hier nur zwei Belege: Klemens VII. intervenierte bei den katholischen Urkantonen um Milde für die Protestanten vor der Schlacht bei Kappel. — Bei einem der letzten Ketzerprozesse in der Schweiz 1747 ging die Anordnung vom Staat aus, und der Rat von Luzern verbat sich die Einsprache des Nuntius). Um zusammenzufassen: Nach meinem Dafürhalten bestand damals die Erkenntnis zu Recht, daß es Unsinn und Verbrechen ist, jede Wühlerei und Hetzerei, die das einfache Volk vielleicht als solche nicht erkennt, wuchern und Unheil stiften zu lassen. Sicherlich war auch das Gerichtsverfahren früher überhaupt roher oder härter. Und wir bedauern wohl auch heute die Behandlung der Ketzer und Hexen in damaliger Zeit. Aber es ist nicht zulässig, daß wir dafür das Christen-

SCHWEIZERISCHE

BANKGESELLSCHAFT

ZÜRICH

BAHNHOFSTR. 45

Mit Depositenkasse am
Römerhofplatz, Zürich 7

Einbezahltes Aktienkapital	Fr. 100,000,000.—
Reserven	Fr. 31,500,000.—

Sorgfältige Ausführung von Bankgeschäften jeder Art

Vermögensverwaltung Kapitalanlagen

Instrumentarien und Materialien für

Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Dr. M. Spreng für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin. Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztlichen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.

BASEL BERN LAUSANNE ST. GALLEN

tum anklagen, sondern es ist dies doch gewiß seinen Trägern und seiner Zeit zuzuschreiben.

5. Auch ich möchte Ihnen sagen: Bitte gehen Sie auf die Straße, begleiten Sie einen Ozanam, Professor an der Faculté des Lettres zu Paris (gest. 1853); oder in unsern Tagen: Folgen Sie den Spuren eines Dr. Carl Sonnenschein in Berlin (gest. 20. Februar 1929), oder suchen Sie das Christentum in der Bannmeile von Paris, in den Kranken- und Siechenhäusern, in den Heimen für Krüppel und Schwachsinnige, oder, wenn Sie wollen, mit einem akademischen Vinzenzbruder in den Arbeiterquartieren der Stadt Zürich. Wenn Sie dann auch kein Christentum finden — freilich, dann vermag ich nicht mehr zu helfen.

Wahrscheinlich bleibt auch diesen Ausführungen der Vorwurf nicht erspart, daß ich „Maß und Bedächtigkeit markierend, unendlich bekannte Dinge vorbringe." Aber hat es einen Sinn, Sinnloses zuzuspitzen, daß es sticht und verletzen muß? frage ich mit den „Bemerkungen über den Ton im Zürcher Student" (Heft 6). Es wäre doch jammerschade, wenn wir in unserem Organ mit tiefsten Fragen, wie Ehe, Gemeinschaft, Staat, Religion nur in gehässigem Ton und frivolem Zynismus uns gegenseitig belästigen wollten. **Eugen David.**

ZUM VERSTÄNDNIS DES CHRISTENTUMS.

Nicht an Herrn Wolgensinger will ich mich wenden. Ich bilde mir natürlich nicht ein, einem Menschen, „rechtwinklig an Leib und Seele", noch etwas sagen zu können und zu dürfen. Und es wäre ja auch nutzlos, noch etwas zu sagen zu der Weltanschauung, die ihm „gewachsen und gereift" ist. Nur eins möchte ich ihm gegenüber tun, ihm mein herzliches Bedauern darüber aussprechen, daß es mir nicht vergönnt ist, in zweitausend Jahren die Früchte seiner Weltanschauung zu genießen.

Ich rede zu denen, die noch nicht diese feste Stellung, woher sie lächelnd und spöttelnd auf eine Geistesbewegung, die in den letzten Tiefen des Volkslebens verwurzelt war und zum Teil noch ist, selbstsicher eingenommen haben, zu denen, die

glauben, Paulus habe vielleicht doch ein besseres Verständnis für den Menschen, als mancher, der in den „Zürcher Student" schreibt, zu denen, die es nicht vergessen haben, daß nur der Kirche zu verdanken ist, was uns überhaupt noch an antiker Literatur erhalten ist, und zu denen, die es nicht als Zufall erachten, wenn die Kirche Trägerin der Kultur werden konnte.

Was Paulus im Römerbrief will, was das neue Testament überhaupt will, was darum das Christentum auch heute will oder wollen sollte, ist die Aufzeigung der zwei Grundtatsachen des christlichen Glaubens: des menschlichen Seins und der Erlösung durch Gott. Die eine Aufgabe ist negativ, Kritik, aber eine notwendige Kritik, die uns darüber belehren soll, was der Mensch ist. Es ist nur vorbereitende Arbeit, die die Grundlagen schafft zum Verständnis des Evangeliums. Erst die zweite Aufgabe ist christliche Lehre im engern Sinn, die Verkündigung der göttlichen Liebe. Diesen zweiten und letztlich allein wichtigen Teil sieht aber Herr Wolgensinger leider überhaupt nicht. Und darum ist es nur zu verstehen, daß er sich mit einem Horror von einer solchen Lehre wendet. Wenn das Christentum sich im Ziehen der Grenzen, die dem Menschen gesetzt sind, erschöpfte — eine Tätigkeit, die manche Einbildung zerstören muß, die aber eben darum auch wieder aufbauend ist —, dann müßte ich allerdings Herrn Wolgensinger zustimmen.

Ich möchte diese wegbereitende Aufgabe christlicher Verkündigung und Theologie Desillusionierung nennen. Es galt, gilt und wird gelten, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist. Es gibt nur eine Betrachtungsweise der Wirklichkeit und des Menschen im besonderen, der nüchterne, wahrheitsgetreue Realismus, mit dem die Bibel Welt und Menschheit betrachtet. Ich bin durch Herrn Wolgensinger selbst der Mühe enthoben, den Hellenismus zur Zeit des Paulus zu schildern. Ich brauche also nicht zu zeigen, daß das keine Menschen — „rechtwinklig an Leib und Seele" — gewesen sind, vor die Paulus trat. Aber offenbar existieren diese Menschen doch irgendwo. Und es handelt sich für uns ja auch gar nicht darum, wie damals die Menschen waren. Wir wollen nur sehen, aber wirklich sehen, was sie jetzt sind, und nicht die Augen schließen und einen Hymnus auf die Kalokagathie (das ist doch

wohl das Ideal der Rechtwinkligkeit) oder den Eros anstimmen. Es braucht mehr Mut, das Fiasko des Menschen einzugestehen, als es zu leugnen. Gehen Sie in ein Krankenhaus und sehen Sie da die Leiber, die „wie schöne Blumen aufgewachsen" sind, gehen Sie in die Fabriksäle und sehen Sie, ob dort glückliche Menschen zu finden sind, gehen Sie, ja, gehen Sie nur auf die Straße und betrachten Sie sich diese Menschen mit ihren müden, leeren, nichtssagenden Gesichtern. (Sie werden doch nicht glauben, daß das alle Christen sind.) Und wenn Sie dann all dies gesehen haben, dann lassen Sie sich daran erinnern, daß es noch so etwas wie soziale Not gibt — trotz moderner auchchristlicher Nationalökonomen, daß es noch Krankheit und Tod gibt —, trotz rein wissenschaftlich gebildeter Ärzte, daß Blut und Menschenleben noch verschleudert werden, und zwar durchaus nicht nur von Christen — trotzdem „fast alle großen Menschen seit dem Mittelalter keine Christen" mehr gewesen sind, daß in der modernen „Ehe" nicht immer nur Harmonie zu finden ist, ja, daß es durchaus noch armes und verführtes Volk gibt, verführt durchaus nicht nur vom Pfaffentum — sondern von jenen „gereiften" Menschen, die in sich selbst genug haben und nicht merken, daß es noch andere gibt, geschweige denn, daß sie sich für sie verwantwortlich fühlten. Und jetzt werden Sie sich nach jenen „rechtwinkligen" Menschen umsehen, ob die kommen und helfen. Vielleicht geht es Ihnen dann ähnlich, wie Plato. Er mußte einsehen, daß sich seine hohen Anforderungen seiner „Republik" nicht verwirklichen lassen, und deshalb entwirft er in den „Gesetzen" das „zweitbeste" Staatswesen. Aber es ist ja möglich, daß er heute Menschen zur Verwirklichung seines Ideals fände.

Aber ich sage, es wäre unsinnig, wenn die Christen (wie offenbar Herr Wolgensinger glaubt, daß sie es tun), sich damit begnügen wollten, diese Lage einfach festzustellen. Dann wäre Verzweiflung der letzte Weg. Darum idealisiert auch Herr Wolgensinger den Menschen, muß es tun, um nicht den Glauben an einen Sinn des Lebens aufgeben zu müssen. Der Christ muß das nicht, denn er glaubt an einen gnädigen Gott. Aber darüber zu reden, ist hier nicht der Ort. Nur an einem

möchte ich festhalten, daß Gott gerade d e m nahe ist, der sich am weitesten von ihm entfernt hat, daß Christus nicht zu den „rechtwinkligen" Pharisäern gekommen ist, sondern zum armen verlassenen und verführten Volk, den „Zöllnern und Sündern".

Und noch eines möchte ich sagen: Das Christentum, wie es sich in der Kirche verwirklicht hat, ist auch Menschenwerk. Die Christen haben oft versagt, es müßten nicht Menschen gewesen sein. Man kann wohl die christliche Kirche beseitigen, deswegen ist doch Christus in die Welt gekommen. Unser Bemühen, über dies Geschehen zu sprechen, ist immer nur ein Versuch, jenen Durchbruch der göttlichen Liebe in diese Welt in Worte zu fassen. **Hans Wildberger,** stud. theol.

WIEN? — WIEN!

(Eine Erwiderung.)

I.

Wer 1931 Wien besucht, muß wissen, daß er von Neu-Wien nicht wird fordern können, was Film und soundsoviel Singspiele ihm von Alt-Wien vorgezuckert haben. Denn die ganze süße Butter der fesch-leichtsinnigen k. u. k.-Offiziere, der sekttrunkenen ¾-Takt-Gräfinnen — sie ist in nichts zerronnen. Und man hat diese Stadt heute nie weniger, als wenn man, um nicht erst ihre neuen Lebensformen finden zu müssen, ihr das Pappe-Antlitz Operetten-Wiens aufdrückt.

II.

Ur-Wien lebt in Neu-Wien fort. Das innerste Wesen dieser Stadt und ihrer Menschen ist heute wie je auf Schritt und Tritt immer wieder lebendig, wirkend zu erkennen. Nur die Ausdrucksformen sind andere geworden. (Und Preis und Dank, daß sie andere wurden!)

Nicht die idyllischsten Alt-Weanerplatzerln und nicht die tausend schönen Erinnerungen an Haydn oder Schubert können den unwiderstehlichen Zauber Wiens ausmachen. Denn die Eigenart und der Reiz einer Stadt liegen nie und nimmer in ihrer Vergangenheit, sondern in ihrer gegenwärtigen Lebensart.

Und so müßte, wenn man denn im lebendigen Neu-Wien

nur Kaffeehausleben, Kino- und Bar-Betrieb und Kokotten zu seh'n vermag, wenigstens gesagt werden, daß alle diese allgemein städtischen Angelegenheiten in Wien eben ihr spezifisch wienerisches Gepräge tragen, daß sie also vor allen Dingen mit Blasiertheit in jeder Form gar nichts zu tun haben. Denn wie immer der Wiener, dieser menschlichste und natürlichste aller Menschen, lebt und sich vergnügt — blasiert ist er nie. Blasiertheit ist in Österreich und besonders in Wien ein Importartikel — von nördlich der Donau.

III.

Genau so, wie die völkisch-nationale Gebärde. Denn der Wiener (Österreicher) ist von Haus aus der begreifende, verstehende Mensch par excellence. Es fällt ihm gar nicht ein, gegen Balkan oder Orientvolk inbrünstiglich zu hetzen. Er hat eine viel zu große Freude an der Buntheit, als daß er die Volkes- und Stammesvielfalt aus seiner Stadt verbannt seh'n möchte. Er freut sich jedesmal königlich, wenn ihm ein „Zuagraster" die Ehre antut.

Daß in Österreich die nationalsozialistische Ideologie sich verbreiten konnte, liegt daran, daß in Germanien Adolf Hitler aufstund und „Teutschtum erwache!" schrie und seine Lehre vom Blut (von dem, das unverfälscht arisch erst den wertvollen Menschen mache — was, bewahre, nee, kein Materialismus ist — und von dem, das da am Tage des Gerichts aus allen Judengurgeln zu fließen habe) verkündigte, und daß diejenigen Wiener, die ihre natürlichen Hemmungen mit Gösserbier gewohnheitsmäßig zu beseitigen pflegen, darüber Feuer und Flamme für die neue Botschaft warden . . .

IV.

Der Heimwehrgedanke ist eine Spekulation des Preußen (!) Major Pabst auf die Spiellust des österreichischen Menschen. — Schmuck schau'n die ahnungslos gegen Demokratie und „Internationalismus" sich erhitzenden Manderl in der Windjacke und mit dem furchtbarlich düstern Schnauzbart aus! An ihre — mit Verlaub zu sagen — Spitze, hat sich ein richtiger Fürscht, der Ernst Rüdiger von Starhemberg gestellt. Und allsonntäglich machen sie in ganz Österreich, jeder an

seinem Ort trari und trara — und das ist halt dann von Kufstein bis Aspang immer a große Hetz für alle kleinen Leut.

Auf diese Heimwehr hofft also „Alt-Wien". Alle die brot- und gegenstandslos gewordenen ex-Höflinge, all die guten alten Wiener Damen, die sich täglich düsteren Sinnes vor ihrem Grammophon den alten „Wachaufzug" anhören und es einfach nicht verwinden können, daß Franz Joseph tot und daß die Monarchie nicht mehr ist. — Sich vor einem Kaiser, sich unter einer starken Hand beugen, wieder ein Symbol verehren können! Ach. Wie wäre doch alles anders! — Und schließlich: Otto von Habsburg oder Rüdeger von Starhemberg, das ist doch Jacke wie Hose. — Denken die.

V.

Wien lenkt aber heute nicht all dieser Dinge wegen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich. Echt wienerische Lebensauffassung äußert sich heute in einer auf der Welt tatsächlich einzig dastehenden Form: In der sozialistischen Aufbauarbeit der Gemeindeverwaltung Wien. Ein geniales Steuergesetz ermöglicht der Gemeinde, die alten licht- und freudlosen Arbeiter-Mietkasernen durch eindrückliche, nach den modernsten Grundsätzen hergestellte Wohnbauten zu ersetzen. Über 60 000 solcher Wohnungen wurden bis heute gebaut. Daneben wurden eine ganz Reihe von Kinderhorten, Schülerspeiseanstalten und Kinderfreibädern geschaffen, die Kindern mittelloser Eltern unentgeltlich zur Verfügung stehen. Und wieviel Glück wurde gestiftet und wieviel Unglück vermieden durch die vielen Mutter- und Eheberatungsstellen Wiens!

Auf alle diese Einrichtungen näher einzugehen, ist hier nicht möglich; es mag daher der Verweis auf Robert Dannebergs Schrift über die sozialdemokratische Gemeindeverwaltung Wien genügen.

VI.

Wer Wien kennt (kennt!), wird dieser Stadt treu bleiben, wird sie immerfort lieben um ihrer außerordentlich gelungenen Verbindung von moderner Lebensgestaltung mit seelenvoller Geistigkeit willen.

Werner Imhoof, iur.

RICHTIGSTELLUNG.

In der letzten Nummer des „Zürcher Student" erschien unter dem Titel „Sport und Genußmittelgifte" ein Artikel, als dessen Verfasser Herr Prof. Hans W. Maier in Zürich bezeichnet war. Herr Prof. Maier legt Wert darauf, festzustellen, daß es sich dabei um einen Auszug aus einer rein wissenschaftlichen Arbeit handelt, die er vor zehn Jahren durchführte und in der die Beziehungen von Genußmitteln und Sport überhaupt nicht behandelt wurden. Bei dieser Arbeit lag es ihm durchaus fern, für eine bestimmte Handelsfirma oder deren Produkte einzutreten. Er wünscht ferner, festgestellt zu haben, daß dieser Auszug in unserem Organ ohne sein Wissen abgedruckt wurde.

Die Redaktion des „Zürcher Student" dagegen veröffentlichte den strittigen Artikel auf die Bitte einer Handelsfirma, die den „Zürcher Student" mit ihren Reklamen seit längerer Zeit wirksam unterstützt. Sie tat das im vollen Glauben, daß die betreffende Firma von Herrn Prof. Dr. Maier die gebührende Erlaubnis vorher eingeholt habe.

Die Kaffee-Handelsgesellschaft „HAG" in Feldmeilen ihrerseits erklärt, daß die Zustellung des betreffenden Artikels an den „Zürcher Student" nur zufolge der irrtümlichen Annahme eines Angestellten, es liege eine Bewilligung des Herrn Prof. Dr. Maier vor, erfolgen konnte.

Die Redaktion des „Zürcher Student" bedauert die Form der Veröffentlichung einer wissenschaftlichen Arbeit. Redaktion und „HAG" bitten deshalb Herrn Prof. Maier um Entschuldigung für dieses unliebsame Vorkommnis.

INFANS, PUBES, MATURUS.

(Kindhaft, mannbar, reif.)

Kommilitone Wolgensingers Apologie enthebt mich der Notwendigkeit, Fräulein Martha Kellers Artikel zu beantworten — gottlob; da es mir als Heiden Schwierigkeiten bereitet hätte, träf zu antworten, denn persönlich zu werden, überlasse ich andern. Mir geht es einzig um die Sache.

Was mich aber am meisten befremdet, ist die senile Geringschätzigkeit gegenüber der Pubertät. Und daß auch noch ein männlicher Student in dieses „Ballhorn der Greise" bläst, macht mir diese Tatsache vollends rätselhaft.

Wer eine naturnotwendige und inhaltsreiche Entwicklungsstufe wie die Pubertät hinterher lächerlich und verächtlich macht, ist eher überreif, das heißt teig oder faul. Und wer maturus über pubes stellt, ist nicht weise, sondern macht lediglich gute Miene zu einem bösen Spiel — zu einer Holzweg-Erziehung.

Meine Pubertät fiel mit dem Weltkrieg — dem katastrophalsten Versagen der „Reifen" — zusammen. Man begreift vielleicht, daß im Erleben jener Sintflut von Verhetzungen, Lügen, Verleumdungen und Bluträuschen mein Glaube an das maturus bedenklich ins Wanken kam. Und als dann vollends der Friedensschluß statt der ersehnten Erlösung von den Greueln einen Rattenkönig von Wortbrüchen, Erpressungen, Vergewaltigungen, Intrigen und eine im Tollhaus erfundene Karte von Europa brachte, da fiel mein Glaube an die Reifen eben rettungslos in Trümmer.

Vor solchen Vorbildern bedankte ich mich dafür, ebenfalls maturus zu werden. Da ich aber anderseits nicht in der Pubertät verharren konnte, mußte ich eine neue Entwicklungsmöglichkeit suchen. Die Lösung wurde — natürlich mehr unbewußt — so gefunden, daß ich in die nächste Werdensstufe neben dem maturus nicht nur das pubes sondern auch das infans als Rhythmus-Element einbezog — ähnlich wie ein Baum auch alle drei enthält und abwechselnd entfaltet: die Vorbedingung seiner unversieglichen Schöpferkraft.

Ich anerkenne nur was Schöpferisch ist; das maturus allein ist aber unschöpferisch, es kann besten Falles Bestehendes behaupten, nicht aber Höheres erschaffen; hierin ist ihm das pubes über und daher auch an sich ein höherer Wert. Da aber Stillstand Rückgang ist, muß der Zustand der Reife, wo er als einziger und absoluter Wert gilt, unfehlbar zum Niedergang führen: Fäulnis, Alter, Chaos. Nur das maturus des Umschwungs, das also zugleich ein prae-infans bedeutet, hat daher ein Recht auf Anerkennung — ebenso wie infans zugleich prae-

pubes, wie pubes auch prae-maturus sein müssen. Aber erst die in sich geschlossen kreisende Dreiheit: infans, pubes, maturus macht die seelische Erwachsenheit aus und verleiht schöpferische Kräfte. Das Nur-Reif ist nichts anderes als seelische Impotenz.

Daß man daher in meinen Ausführungen das Mannbare feststellt, ist natürlich. Wenn man mich aber frägt, ob ich reif sei, so muß ich lächeln, wie ein Baum auf diese Frage mit allen Blättern lächeln müßte. Und ich könnte darauf antworten: „Schade, hätten Sie letzten Herbst vorgesprochen, oder kommen Sie nächste Ernte — jetzt gerade treibt das Kindhafte den Saft in die neuen Knospen."

Die umfänglichen Naturen werden eben wechselreif, das heißt infans und pubes und maturus: Umschwung! Die armseligen und irr erzogenen Wesen aber einmalreif, das heißt infans, dann pubes, dann maturus: fertig! (senilis).

Das Wesen der Nur-Reifen ist, daß sie die gescheitesten und überspitztesten Dinge virtuos sagen und schreiben können; daß dafür aber ihre Handlungsfähigkeit in kläglichstem Mißverhältnis zu ihrer gewandten Diskutierfähigkeit steht. Diese Herren können zum Beispiel Jahr für Jahr fabelhafte Gedankengänge über Abrüstung zum Besten geben, aber abrüsten werden sie nie können — so wenig als sie den Weltkrieg aufhalten konnten, so wenig als sie einen auch nur halbwegs intelligenten Friedensvertrag zustande brachten. Denn sowohl Führertum wie Schöpfertum geht den Einmalreifen ab; ihre Sphäre ist nicht die Kultur, sondern die Zivilisation, ihre notwendige letzte Folge ist der Bolschewismus, das Chaos.

Seitdem die Menschheit von den Bäumen herunter und aus den Höhlen herausgestiegen ist, waren nie die Reifen, sondern immer solche, die sich das infans und pubes bewahrt hatten, jene großen Geister, welche der Menschheit neue Kulturimpulse geschenkt haben.

Nicht nur für Goethe waren diese periodischen Erneuerungen ein innerer Reichtum ohnegleichen.

Und wenn der pubes Christus geahnt hätte, daß seine Geistesschöpfung einmal so grauenhaft unter die Füße der Einmalreifen geraten werde, so würde er neben der Bergpredigt

vielleicht noch eine vorbeugende Jünglingspredigt gehalten haben — beiläufig: waren die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht das, was man heute maturus nennt?

Oder sehen Sie sich politisch um. Der Einzige, der seit dem Kriege wirklich schöpferisch schuf, ist Mussolini (?? Red.), der das Jugendliche bewußt bevorzugt. Er spricht zwar manchmal etwas wildbachartig (pubes), aber ohne ihn wäre Italien heute das scheußlichste bolschewistische Chaos und Attentäterexportland. Das Chaos zu besiegen, ist aber der Anfang allen Schöpfertums.

Aber es ist das Merkmal der Wechselreifen, daß sie manchmal ungehobelt sprechen und schreiben — nämlich dort, wo ihnen das Handeln weit wichtiger erscheint, wo sie denken: „Wie ich's auch sage, ich mache ja sowieso das und das." Dagegen bei den Einmalreifen ist das geistreiche Reden das letzte, es folgen keine Taten darauf; oder dann so langsam und schwach, daß es eigentlich eher Geschehnisse sind — wie in den „Parlamenten", wo auf hundert Reden eine Arbeit kommt.

Ohne das pubes als Dominante wäre überhaupt keine Menschheit möglich geworden und sie würde wieder untergehen, wenn es erlöschte; obschon dies die heutigen reifen Verkalker früherer pubes nicht einsehen wollen.

Man kann das Wechselreif auch schauspielern ohne es zu sein, zum Beispiel d'Annunzio gefällt sich in dieser Rolle. Auch darf man es nicht mit den Richtungssprüngen des Chaotischen verwechseln: Stalin zum Beispiel ist chaotisch.

Was nun den „Zürcher Student" anbelangt, so fragt es sich, ob er nur der geschniegelte Plaudersalon der neunmalklugen Einmalreifen zu sein hat — jener armseligen geweihlosen Hirschen, die es bei ihrem ersten Reifezustand bewenden lassen und keinen Umschwung von der Brunst zum Hornung und zum Kolbengeweih usw. erleben; oder ob darin auch die Wechselreifen, das heißt die wirklich Jungen, Lebendigen sich äußern dürfen; jene, die wie die Bäume immer neue Lebensringe ansetzen oder wie die urigen Hirsche ihr Geweih immer wieder mit einem höherendigen vertauschen; jene, die erst dann reden, wenn sie entschlossen sind, hinter das Wort auch

die Tat zu setzen und die sich daher hie und da etwas wildbachartig und stössig äußern.

Was den Wert und den Schwung des „Zürcher Student" ausmacht, ist doch gerade, daß er ein Organ der Jungen ist, und nicht die Presse und Blättchen der „Reifen" nachäfft, wie dies von bereits abgestandenen Karriereereitern gewünscht wird, die ihre Reife-Minderwertigkeitskomplexe (beginnende Altersfurcht) durch Lächerlichmachen des Mannbaren abzureagieren versuchen.

Wenn auch dies und das unreif, ungeschickt oder angriffig formuliert ist, so schadet das nichts — so unfähig und katastrophal wie zum Beispiel der Weltkrieg, der Friedensvertrag, die Abrüstungskonferenzen der Einmalreifen wird es nie sein.

Theod. E. Blatter.

VADEMECUM FÜR TEMPERAMENTVOLLE AUTOREN.

1. Wofern du Schriftliches von dir gibst, denke daran, daß du zur heutigen Jugend gehörst. Lauheit der Meinung ist ungefähr das Schlimmste, was man dir vorwerfen kann. Darum beweise deinen Mut durch energische und rücksichtslose Formulierungen. Laß dich nicht beeinflussen durch jene Waschlappen und Nachbeter des Alten, die keine entschiedenen unbedingten Urteile fällen können.

2. Wenn du dich noch nicht ganz sicher fühlst, tut das nichts zur Sache. Auf alle Fälle weise jede Halbheit zurück. Sie ist eines jungen Akademikers unwürdig.

3. Unterlasse es nicht, das was du ablehnst, mit den Ausdrücken deiner berechtigten Abscheu und deiner Verachtung zu belegen. Das imponiert den Leuten und erwirbt dir die allgemeine Sympathie.

4. Wirst du in Diskussionen verwickelt und du hast auf einen Artikel eines Gegners zu antworten, so sieh zu, daß du mindestens soviel Esprit an den Tag legst wie er. Du greifst irgend einen Ausspruch auf dem Aufsatz deines Gegners heraus, legst ihn aus wie es dir gut scheint und es wird dir nicht schwer fallen, zu zeigen, daß eine solche Auffassung lächerlich ist. Das muß natürlich pointiert und geistreich gesagt sein. Das wirkt

immer am meisten. Und dann sieht auch jedermann ohne weiteres, daß du überlegen bist.

5. Am besten ist es, wenn du die Diskussion irgendwie auf persönliches Gebiet hinüberlenken kannst. Auf diese Weise ergibt sich gleich eine angenehme und beruhigende Atmosphäre und das erleichtert die gegenseitige Verständigung ungemein.

6. Politik als Gegenstand der Auseinandersetzung ist insofern ein ideales Thema, als dabei eine gewisse Lebhaftigkeit des Meinungsaustausches ohne weiteres gewährleistet ist. Versäume nie, deine persönliche Ansicht recht offenherzig auszusprechen. Bist du konservativ, so wirst du gleich in ein paar unmißverständlichen Sätzen sagen, was du von den Bolschewisten hältst, bist du Kommunist, so darfst du der Allgemeinheit dein Urteil über alles, was bürgerlich ist, nicht vorenthalten. So schafft man die nötige Klarheit der Situation. Und vor allem: tu dir keinen Zwang an in deiner Ausdrucksweise.

7. Auch andere Themen können in dieser erfrischenden Art behandelt werden und es wäre erfreulich, wenn man mehr und mehr diese Richtung einschlüge. Insbesondere sollte man sich nicht damit abmühen, einander zu verstehen — dabei schaut doch nie etwas heraus. Das wichtigste ist, daß eine bewegte Diskussion entsteht und daß die Funken sprühen.

H. Keller, phil. I.

ETWAS ZUM NACHDENKEN.

„Der Vater erklärte den Unterschied zwischen öffentlichen und privaten Geschäften: beim eigenen Geschäfte ist man der Herr und treibt die Dinge weiter; hatte man aber mit den Behörden zu tun, so sah man so viel Bestechung, Vergeudung und Untüchtigkeit, daß einem davon ganz übel wurde. Und dennoch gab es Idioten, die nach Verstaatlichung schrien, diese Sozialisten, die alles vom Staate abhängig sehen wollten. Setzten die ihren Willen durch, so müßte man ein Dutzend Formulare ausfüllen und den Beschluß einer Kommission abwarten, ehe man sich einen Laib Brot kaufen könnte."

(Upton Sinclair, „Petroleum", Kapitel 6.)

Frage: Kommt so etwas nur in Amerika vor?

„Die Summe der latenten Kraft eines Volkes demonstriert sich durch seine Zeugungskraft und seinen daraus resultierenden Expansionsdrang in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht."

(Kein Ausspruch Mussolinis, sondern der eines liberalen britischen Staatsmannes aus der viktorianischen Zeit.)

Frage: Wäre so der gottverdammte Kapitalismus nicht vielleicht einer Äußerung eigener und verbundener Kraft gleichzusetzen und jeder Versuch, ihn zu erdrosseln, als politischer und wirtschaftlicher Selbstmord zu werten?

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

UNIVERSITÄT ZÜRICH

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) Zum Doktor beider Rechte: Herr Josef Fraefel von Henau, St. Gallen (Dissertation: Die Auflösung der Gesellschaft aus wichtigem Grunde); Herr Heinrich Räber von Luzern (Dissertation: Die rechtliche Tragweite des Art. 34ter der schweizerischen Bundesverfassung); Herr Paul Flütsch von Schiers, Graubünden (Dissertation: Der Verweisungsbruch nach schweizerischem Recht).

b) Zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Ernst Diethelm von Lachen, Schwyz (Dissertation: Die Verstaatlichung der schweizerischen Privatbahnen durch den Bund und ihre finanziellen Auswirkungen auf die schweizerischen Bundesbahnen von 1903—1913. Ein Beitrag zur schweizerischen Eisenbahngeschichte); Herr Camillo J. Asriel von Wettswil a. A. (Dissertation: Das R.W.E. Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk A.-G. Essen a. d. Ruhr. Ein Beitrag zur Erforschung der modernen Elektrizitätswirtschaft); Herr Karl Blumer von Schwanden, Glarus (Dissertation: Die Besteuerung der Effekten bei der Ausgabe und beim Umsatz).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Edwin Boller von Zürich (Dissertation: Über Erkrankungen beim Menschen durch Bakterium suipestifer); Herr Bernhard Grünwald von Luzern (Dissertation: Die Beeinflussung der Isoagglutininmengen durch Schwangerschaft, durch Entzündung und durch Röntgenbestrahlung); Herr Felix Wyß von Zürich (Dissertation: Enterococcensepsis unter dem Bilde der Endocarditis Lenta).

An der philosophischen Fakultät I: Fräulein Alice Herzog von Zürich und Effingen, Aargau (Dissertation: Die Märchen Oscar Wildes); Herr Paul Surber von Zürich (Dissertation: Reaktionen auf Schallreize); Herr Hans Coray von Sagens, Graubünden (Dissertation: Bodenbestellung, ländliche Geräte, Ölbereitung, Weinbau und Fischerei auf den liparesischen Inseln); Herr William James Hickson von Chicago (Dissertation: Neuere Versuche über die Reproduktion von Vorstellungen).

An der philosophischen Fakultät II hat promoviert: Frau Bertha Niggli-Hürlimann von Aarau (Dissertation: Anthropologische Untersuchungen in Zürcher Kindergärten mit Berücksichtigung der sozialen Schichtung).

EIDGENÖSSISCHE TECHNISCHE HOCHSCHULE

Die Eidgenössische Technische Hochschule hat nachfolgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Studierenden auf Grund der abgelegten Prüfungen das Diplom erteilt:

Als Architekt.

Pache, Madeleine, von Genf.

Als Bauingenieur.

Appiani, Andrea, von Vico-Morcote (Tessin).
Benecke, Hans Rudolf, von Hamburg (Deutschland).
Berger, Wilhelm, von Genf und Zürich.
Bion, Carl, von St. Gallen.
Bottani, Nello, von Agra (Tessin).
Copponex, Henri, von Eaux Vives (Genf).
Guyaz, Henri, von Genf.
Hinnen, Willy, von Zürich.
Knoll, Willy, von Frauenfeld (Thurgau).
Kollros, Willy, von La Chaux-de-Fonds (Neuenburg).
Pfenninger, Walter, von Hinwil (Zürich).
Pfiffner, Werner, von Mels (St. Gallen).
Sauter, Herbert, von Sulgen (Thurgau).
Sidarous Ghali, Tadros, von Kairo (Aegypten).
Tschudi, Rudolf, von Schwanden (Glarus).
Weber, Georg, von Grüsch (Graubünden).
Zingg, Walter, von Berg (Thurgau).

Als Maschineningenieur.

Björnstad, Björn Ragnar, von Oslo (Norwegen).
Fleissig, Eduard, von Basel.
van der Koogh, Adriaan Died., von Alblasserdam (Holland).
Lundqvist, Kurt Axel, von Stockholm (Schweden).
Meyer, Heinrich, von Basel.
Schlaepfer, Eduard, von Rehetobel (Appenzell A.-Rh.).
Segil, Raoul, von Zwarno (Polen).
Soldenhoff, Wolfram, von Zürich.
Streim, Anka, von Zenum (Jugoslavien).
Szekely, Georg, von Budapest (Ungarn).
Tschupp, Albert, von Ermensee (Luzern).

Als Elektroingenieur.

Alvares Correa, Michiel, von Amsterdam (Holland).
Baumgarten, Georg, von Straßburg (Frankreich).
Baumgartner, Hans, von Oensingen (Solothurn).
Chabot, Georges, von Bons (Frankreich).
Chappuis, Robert, von Develier (Bern).
Egg, Gotthard, von Basel und Rüschlikon (Zürich).
Foud, Gamil, von Kairo (Aegypten).
Frei, Hans, von Berneck (St. Gallen).
Furrer, Willi, von Bern und Bauma (Zürich).
Gauchat, Charles-Louis, von Lignières (Neuenburg).
Grossen, Marcel, von Frutigen (Bern) und Aarau (Aargau).
Heussi, Alfred, von Mühlehorn (Glarus).
Hochreutiner, René, von St. Gallen und Genf.
Jenni, Walter, von Iffwil (Bern).
de Kat, Willem K. M., von Amsterdam (Holland).

Loertscher, Leonidas, von Diemtigen (Bern).
Luginbühl, Gottfried, von Schloßwil (Bern).
Manassi, Virgilio, von Valmadrera (Italien).
Meyer, Karl, von Hohentrins (Graubünden).
Offner, Max, von München (Deutschland).
Reichen, Paul, von Frutigen (Bern).
Ruedin, Marcel, von Le Landeron (Neuenburg).
Schilling, Eduard, von Löhningen (Schaffhausen).
Tschalär, Adolf, von Chur (Graubünden).
Wenckebach, Willem Eduard, von Holland.
Wertli, Alfred, von Zürich.
Zamboni, Carlo, von Magadino (Tessin).

Als Ingenieur-Chemiker.

Barna, Franz, von Budapest (Ungarn).
Baumgarten, Charles R. F., von Haag (Holland).
Berger, Gustav, von Zürich.
Bertoni, Berto, von Lottigna (Tessin).
Bürgin, Eugen, von Schaffhausen.
Cuenat, Jules, von Montfaucon (Bern).
Jensen, Paul, von Kopenhagen (Dänemark).
Lien, Ole Tomassen, von Oslo (Norwegen).
van Linge, Roelf Adriaan, von Veendam (Holland).
van der Sluys-Veer, Charles F., von Nijmegen (Holland).
van der Sleesen, Jan, von Hilversum (Holland).
Terwogt, Gerard, von Haag (Holland).
Thomann, Gustav, von Zürich.
des Tombe, Frits, von Haag (Holland).
Wyler, Otto, von Ober-Endingen (Aargau).

Als Ingenieur-Agronom.

Sierro, Alphonse, von Hérémence (Wallis).
Steinegger, Paul, von Neunkirch (Schaffhausen).

Als Kulturingenieur.

de Courten, Louis, von Sitten (Wallis).

Als Fachlehrer in Naturwissenschaften.

Brack, Arthur, von Ober-Neunforn (Thurgau).
Ganz, Willy, von Zürich.
Renold, Adolf, von Aarau (Aargau).

UNIVERSITÄT ZÜRICH.

Todesfälle.

Am 9. Dezember 1930 starb nach längerer Krankheit Fräulein cand. jur. Sophie Aklin, von Zug.

NEUANSCHAFFUNGEN DER BIBLIOTHEKKOMMISSION

bis 31. Dezember 1930.

Andrée-Expedition	33 Jahre verschollen im Packeis.
Barlach E.	Der tote Tag.
Barlach E.	Der arme Vetter.
Bedel Maurice	Philippine.
Belazs B.	Der Geist des Films.
Benoit Pierre	Le soleil de minuit.
Berdiajew Nik.	Philosophie des freien Geistes.
Berg Bengt	Liebesgeschichte einer Wildgans.
Bessedowsky	Den Klauen der Tscheka entronnen.
Binding Rud.	Keuschheitslegende.
Binding Rud.	Das Peitschchen.
Brod Max	Liebe im Film.
Bruckner Ferdinand	Elisabeth von England.
Brunner Const.	Materialismus und Idealismus.
Bülow	Denkwürdigkeiten II. Band.
Daudet	Vingt-neuf mois d'exil.
Franck H.	Septakkord.
Feuchtwanger Lion	Erfolg.
Gandhi M.	Mein Leben.
Glaeser Ernst	Frieden.
Grock	Ich lebe gern.
Großmann Stefan	Ich war begeistert.
Gundolf Frd.	Gedichte.
Haas Willy	Gestalten der Zeit.
Hamp P.	Mes métiers.
Hamsun Knut	August der Weltumsegler.
Hauser Hch.	Die letzten Segelschiffe.
Hesse H. u. Ad.	Zum Gedächtnis unseres Vaters.
Jolinon Jos.	Képi-pompon.
Keppler Joh.	Briefe (2 Bände).
Keyserling H.	Amerika.
Kiener Jul.	Blick in die Tiefe.
Kolb Anette	Kleine Fanfare.
Lawrence D. H.	Der Hengst von St. Mawr.
Li Gi	Das Buch der Sitte.
Liek Erwin	Das Wunder in der Heilkunde.
Martet Jean.	Der Tiger (Unterhaltungen Clemenceaus).
Moore George	Hail and farewell (3 Bände).
Müller Alfred	Religion und Alltag.
Oederlin M.	Marsch im Jura 1916/17.
Riemkasten F.	Der Bonze.
Rilke R. M.	Briefe II. Teil 1906—1907.
Schaffner Jak.	Die Jünglingszeit des Joh. Schattenhold.
Seghers Anna	Auf dem Wege zur Amerikanischen Botschaft.
Stehr H.	Nathanael Mächler.
Sinclair Upton	Leidweg der Liebe.
Scholochow M.	Der stille Don.
Sforza Carlo	Gestalter des heutigen Europas.
Tschuppik K.	Ludendorff.
Ulitz A.	Worbs.
Undset Sigrid	Der brennende Busch.
Valentiner M. Kapit.	Der Schrecken der Meere.
Vandervelde E.	Schaffendes Palästina.

Wartenweiler F.	Fridjof Nansen.
Wildbolz Ed.	Theophil v. Sprecher.
Winnig	Vom Proletariat zum Arbeitertum.

UNNÖTIGE KORRESPONDENTEN IM LESESAAL

Kaum ist es zu glauben — und doch muß man sich immer wieder davon überzeugen: Es gibt Kommilitonen, die, wenn sie in einer Zeitschrift, die im Lesesaal der Universität aufliegt, eine ihren hergebrachten Meinungen entgegengesetzte Ansicht vertreten finden, sofort mit Füllfeder und Bleistift ihre Randbemerkungen und Fußnoten dazu machen müssen. Besonders reich werden weltanschauliche Zeitschriften mit diesen äußerst geistvollen Korrespondenzen bedacht; aber auch sonst kann man überall diese Erzeugnisse akademischer Reife finden. Ganz abgesehen davon, daß sich allfällige Unterabonnenten herzlich bedanken werden für diese wertvollen Ergänzungen, zeugt es ja überhaupt von Größe und edler Zurückhaltung, die den betreffenden „Korrespondenten" ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Wenn sich z. B. ein Redakteur zum Abdruck eines internationalen Aufrufs gegen die Militarisierung der Jugend erdreistet: wie wohl muß es einem da tun, wenn man beim Lesen sehen kann, daß bereits ein „senkrechter Bürger" seiner „ehrlichen Entrüstung" mit recht viel Tinte und Graphit am Rande Ausdruck gegeben hat. Oder wenn gar in einer katholischen Zeitschrift ein Jesuitenpater seine Ideen vertritt, zeugt es da nicht von echt staatsbürgerlich-protestantischer Gesinnung, wenn ein Leser in einer dicken Fußnote eine solche Unverschämtheit brandmarkt? Wie zeugt dies alles von weltanschaulichem Weitblick und wahrer Bildung!

Item: wäre es nicht möglich, daß die Lesesaal-Kommission diese „Winkel-Redakteure" ausfindig machen und auf den eminenten Nutzen ihres Tuns aufmerksam machen könnte? Jeder anständige Benützer des Lesesaals mache es sich als Akademiker zur Pflicht, wenn er einen solchen Schmierfinken in flagranti ertappt, ihn gehörig mores zu lehren! G.

HELLASFAHRT FRÜHJAHR 1931

Die Vorbereitungen für die unter dem Patronat der „Hellas" schweizerische Vereinigung der Freunde Griechenlands stehende Frühlingsfahrt nach Griechenland und den ägäischen Insel schreiten vorwärts und es besteht die Aussicht, daß der größere und komfortablere Dampfer „Ira M", die frühere Privatyacht von Cornelius Vanderbildt, gechartert werden kann. Es wird die Herren Studierenden ganz besonders interessieren, daß auf diesem Schiffe auch einige mehrplätzige, gut ausgestattete Kabinen zur Verfügung stehen, die die Reiseleitung mit Rücksicht auf den kulturellen und idealen Sinn der Fahrt für Studierende (Universität, höhere Schulen usw.) zu einem reduzierten Preis zur Verfügung stellt. Das Reiseprogramm ist für alle Teilnehmer im Wesentlichen dasselbe. Weitere Auskunft erteilt die Reiseleitung Herr Prof. Dr. M. Rikli, Herzogstraße 10, Zürich.

EGLISANA

ERHÄLT KÖRPER UND GEIST GESUND UND FRISCH

Buchbesprechung.

Felix Riemkasten: Der Bonze. Brunnen-Verlag, Karl Winckler, Berlin, 1930.

Eine Welle leidenschaftlicher Auseinandersetzung mit Politik und politischen Parteien hat einen Teil der akademischen Jugend erfaßt. Um neue Ziele und Ideale wird gerungen. Ein neues Programm scheint im Werden begriffen zu sein. Und dabei müssen wir uns eingestehen, daß wir viel zu wenig das praktische Leben kennen. Das bedeutet eine schwere Gefahr.

Nun hat ein Mann, der zehn Jahre lang aktiv in der sozialistischen Partei Deutschlands mitarbeitete, ein Buch geschrieben, das er betitelte: Der Bonze. Es enthält ein vernichtendes Urteil über das, was er gesehen hat. Kein Kommilitone sollte es sich entgehen lassen, dies Buch zu lesen, das einen tiefen Blick hinter die Kulissen gestattet.

Aber merkwürdig: Obwohl man auf den ersten Blick meinen müßte, alle Gegner der Sozialisten würden sich auf das Buch stürzen, wird es dennoch totgeschwiegen. Niemand scheint es zu kennen. Und das ist kein Wunder. Nicht nur die Sozialisten, die Parteibüffel aller Richtungen fürchten es. Die Kenntnisse, die der Leser aus ihm schöpft, könnten jeder Partei gefährlich werden. Das Parteivolk aller Richtungen droht stutzig zu werden.

Der Held der Geschichte, Karl Könnemann, ist der Sohn eines Arbeiters, eines altbewährten Mitgliedes der sozialistischen Partei. In zähem Kampfe steigt er auf. Die Beschreibung bricht ab, als er im Begriffe steht, Reichsminister zu werden. Nie hätte er es so weit gebracht, wenn er sich nicht vom ehrgeizigen Idealisten zum vollendeten Bonzen gewandelt hätte.

Den ersten großen Schritt nach oben tut er, nachdem er wichtige, ihm im Vertrauen geschriebene Briefe eines Oppositionsführers dem Parteimonarchen Schaumig ausgeliefert hat. Aus dem Buchdrucker wird ein Hilfsredaktor. Zugleich ist er aber dem Klüngel selber verfallen. Er hat sie und sie haben ihn in den Händen.

Der zweite Schritt ist schwieriger. Er kommt aber mächtig vorwärts, nachdem sein Mädchen, die Tochter des Monarchen, die Mappe entwendet hat, die alles belastende Material über die andern Parteiführer enthält. Diese Mappe verkörpert die Macht des Alten. Er erhält sie aber nur gegen entsprechenden Preis zurück. Könnemann wird Abgeordneter im Landtag.

Jedesmal, wenn es heißt, vorwärts zu kommen, hält Könnemann Vorträge, Reden, Versammlungen, bringt die Masse hinter sich, macht sich gefürchtet. Denn nur wenn man gefürchtet ist, steigt man auf.

Und so weiter.

Dabei ist er keineswegs ein verworfener, verächtlicher Kerl. Das Buch ist kein Parteipamphlet. Es ist ein wirklicher Roman, ein Kunstwerk, geschrieben wohl in einer tiefen Enttäuschung, zugleich aber auch mit künstlerischem und menschlichem Verstehen. Jeder Satz in dem Werk ist vollendet. Die Masse, die Versammlungen, das Elend des Proleten, sein Hoffen und sein Verzweifeln, die ganze Jämmerlichkeit des Kuhhandels der Parteien sind noch nie so geschildert worden.

Wir sehen, wie keiner mehr von der Macht lassen will, die er sich einmal erobert hat. Um alles in der Welt nicht mehr buchdrucken.

Wir sehen, welch jämmerliche Rolle das Parteivolk spielt.

Wir sehen, wie Ideen, Ideale, begeistertes Streben nichts, Macht und Furcht vor der Macht dagegen alles sind.

Wir lernen die meisterhaft gehandhabten Phrasen durchschauen und werden wohl kaum mehr vergessen, was wir gelernt haben.

Wir erkennen, wie langsam aber sicher die Mühle der Parteistrategie den Charakter zermalmt.

Und so weiter.

Wir beginnen aber auch zu ahnen, wie wenig es bedeutet, nur ein neues Programm aufzustellen, nur uns selbst zu begeistern. Ungleich schwerer, aber auch ungleich notwendiger ist es, diesen Augiasstall auszumisten und uns später einmal nicht einfach auch in das Getriebe hinein nehmen zu lassen. Erste Bedingung dazu ist, sehen zu lernen. Erst dann ist einige Aussicht da, etwas ändern zu können. Wir müssen die Zusammenhänge des ganzen Getriebes erfassen, die Phrasen durchschauen, wenn wir ihnen nicht verfallen wollen.

Kein politisch interessierter Student lasse sich diesen Blick hinter die Kulissen entgehen. Dies ist das Urteil, das über das Buch gefällt werden muß.

Ernst Geier, oec.

Sämtliche im „Zürcher Student" besprochenen Bücher und Zeitschriften können auch durch die Zentralstelle der Studentenschaft, Zimmer 2 der Universität, bezogen werden.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student", Zimmer 2, Universität, zu richten.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 26. Januar 1931.

Für Herren und Knaben **Ia. Qualitäten, billigste Preise**

KONFEKTION MODERN A.G.

ZÜRICH 1, LIMMATQUAI 34, RUDOLF-MOSSE-HAUS

Das

Conditorei-Café-Serem

Gottfried Kellerstraße
nächst Theater und Corso

empfiehlt der löbl. Studentenschaft seine angenehmen Erfrischungsräume.